

Ignazio Cassis, Helmut Kohl, Gianni Infantino, «Wonder Woman»

# DIE WELTWOCHEN

Nummer 25 – 22. Juni 2017 – 85. Jahrgang – Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

**Hass  
im Internet**  
So viel kostet eine  
Rufmord-Kampagne



## Burkhalters schiefer Rahmen

Schweiz und Europa – wie weiter?

4 194407 006904 25

# Pandaw II

Fr. **700.-**  
Rabatt pro Person

15 Tage ab Fr. **5645.-**  
inkl. An-/Rückreise, Vollpension an Bord und Ausflüge



### Reisedaten 2017/2018

14.10.17–28.10.17, 30.01.18–13.02.18

### Preise pro Person Fr.

Kabinentyp	Katalogpreis	Sofortpreis
<b>Hauptdeck</b>		
2-Bett	6345.-	<b>5645.-</b>
2-Bett, Alleinbenützung	7295.-	<b>6545.-</b>
<b>Oberdeck</b>		
2-Bett	7045.-	<b>6345.-</b>
2-Bett, Alleinbenützung	8245.-	<b>7545.-</b>

### Sofortpreis mit beschränkter Verfügbarkeit

### Zuschläge

- Visum Myanmar **110.-**
- Flüge in Business Class auf Anfrage



## Goldene Flussreise Myanmar & Irrawaddy

**Faszination Irrawaddy**  
**Goldenes Mandalay**  
**Weltkulturerbe Bagan**  
**Inkl. lokale Getränke an Bord**



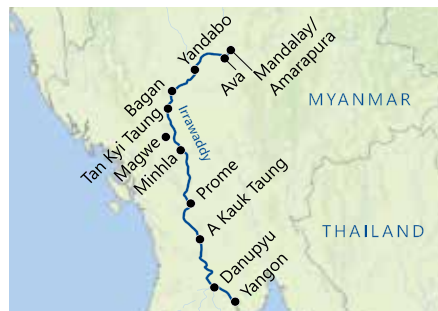
**Das goldene Land am Golf von Bengalen zählt zu den unberührtesten und geheimnisvollsten der Erde. Die Reise führt Sie in eine faszinierende Welt: von der Zeit fast vergessen, reich an Kultur und Gastfreundschaft.**

### Reiseprogramm

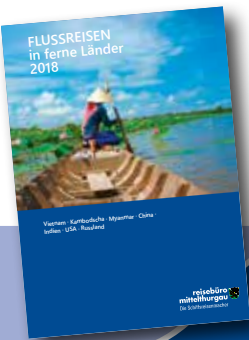
- Tag 1 Schweiz–Mandalay**  
Flug via Bangkok nach Mandalay.
- Tag 2 Mandalay**  
Stadtrundfahrt, Hotelübernachtung (A).
- Tag 3 Mandalay–Amarapura**  
Transfer zur Pandaw II. In Amarapura spazieren Sie über die längste Teakholzbrücke der Welt (FMA).
- Tag 4 Ava–Yandabo**  
Stadtrundfahrt (FMA).
- Tag 5 Bagan**  
In Bagan kann man mehr als 3000 antike Pagoden und Tempel bestaunen (FMA).
- Tag 6 Tan Kyi Taung**  
Geniessen Sie den Sonnenaufgang vom Berg Tan-chi-taung (FMA).
- Tag 7 Magwe**  
Besuch der Myat Thalon Pagode (FMA).
- Tag 8 Minhla**  
Besuch der Forts, Schutz der Burmesen im Krieg (FMA).
- Tag 9 Prome**  
Besuch Ausgrabungsstätte Thiriyakittiya (FMA).
- Tag 10 A Kauk Taung**

Vom Schiff aus bestaunen Sie die faszinierenden Steinreliefs (FMA).

- Tag 11 Danupyu**  
Flussfahrt durch das Delta (FMA).
- Tag 12 Irrawaddy Delta–Yangon**  
Fahrt durch den Twante-Kanal (FMA).
- Tag 13 Yangon**  
Stadtrundfahrt, Hotelübernachtung (FA).
- Tag 14 Yangon–Bangkok**  
Am Abend Flug nach Zürich (F).
- Tag 15 Ankunft in Zürich**



**Jetzt bestellen: Katalog «Flussreisen in ferne Länder 2017–2018»!**



Die **RV Pandaw II** wurde nach dem Modell alter kolonialer Flussdampfer gestaltet und ist im Kolonialstil ausgestattet. Eine Fahrt auf diesem Flussschiff erscheint wie ein Besuch auf einer privaten Jacht in den 1920er-Jahren. Die äusserst beliebten Pandaw-Kabinen sind sehr geräumig und verfügen über modernen Komfort. Die Kabinen des Hauptdecks und des Oberdecks lassen sich zum Promenadendeck hin öffnen, wo den Gästen zugehörige Korbmöbel zur Verfügung stehen. Das Geheimnis des Erfolges der Pandaw Schiffe ist, dass obwohl Luxus und Komfort diskret vorhanden sind, der koloniale Charakter und die freundliche Atmosphäre überwiegen.

### Unsere Leistungen

- Flüge mit Thai Airways Zürich–Mandalay, Yangon–Zürich via Bangkok
- Transfers gemäss Programm
- 1 Übernachtung im Erstklass-Hotel in Mandalay
- Flussreise mit Vollpension an Bord
- 1 Übernachtung im Erstklass-Hotel in Yangon
- Alle Mahlzeiten laut Programm (F=Frühstück, M=Mittagessen, A=Abendessen)
- Lokale Getränke an Bord (Softdrinks, Bier)
- Alle Ausflüge gemäss Programm mit lokalen Reiseführern
- Erfahrene Mittelthurgau-Reiseleitung ab 20 Gästen

### Nicht inbegriffen

- Auftragspauschale pro Person Fr. 20.- (entfällt bei Buchung über [www.mittelthurgau.ch](http://www.mittelthurgau.ch))
- Persönliche Auslagen, Getränke, Trinkgelder
- Kombinierte Annullationskosten- und Extrarückreiseversicherung auf Anfrage

### Was Sie noch wissen müssen

Schweizer Bürger benötigen einen Reisepass, der mindestens 6 Monate über das Rückreisetermin gültig sein muss, sowie ein Visum für Myanmar.

Es sind keine Impfungen vorgeschrieben.

Programmänderungen vorbehalten.

### Internet Buchungscode

[www.mittelthurgau.ch](http://www.mittelthurgau.ch) **fpaman1**

Gratis-Buchungstelefon

Online buchen

**0800 86 26 85 · [www.mittelthurgau.ch](http://www.mittelthurgau.ch)**

**reisebüro mittelthurgau**

Die Schiffsreisenmacher

Im Juni 2007 fielen die letzten Schranken für die Personenfreizügigkeit mit der Europäischen Union. Seither sind netto über 800 000 Ausländer in die Schweiz eingewandert. Die schiere Zahl macht neugierig: Woher sind all die Einwanderer gekommen? Wo wohnen sie? Welche Folgen zeitigt das Bevölkerungswachstum für die ansässige Bevölkerung? Gerade die volkswirtschaftlichen Auswirkungen der Freizügigkeit sind hochumstritten. Florian Schwab, Autor einer ökonomischen Studie zu Kosten und Nutzen der bilateralen Verträge, bringt Ordnung in das Wirrwarr. **Seite 26**

Nur drei Wochen nachdem sich im März 2016 eine 65-jährige Frau im Zuge einer Hanf-Razzia selber erschossen hatte, stand für die «Rundschau» fest: Schuld war der Luzerner Polizeikommandant Adolf Achermann; voreilig und ohne Not, so die «Rundschau»-These, soll er die Stürmung einer Wohnung angeordnet haben, in der sich die bewaffnete und geistig angeschlagene Frau siebzehn Stunden verschanzt hatte. Eine Klage gegen den «Rundschau»-Bericht wies der Ombudsmann ab. Diese Woche standen Achermann und der Einsatzleiter Daniel Bussmann wegen der Angelegenheit vor Gericht. Das Urteil steht noch aus, doch bereits jetzt wird klar: So simpel, wie die «Rundschau» ihn darstellte, ist der Fall nicht. Wichtige Informationen, die den Polizeieinsatz in ein ganz anderes Licht rücken, wurden in den reisserischen Berichten des «publizistischen Flaggschiffs» von SRF unterschlagen. **Seite 34**



**Historisches Erdbeben:** Andreas Gross.

Eigentlich ist Andreas Gross ein Kosmopolit. Der Basler, der in Zürich studierte und in Bern lange Jahre als SP-Nationalrat politisierte, amtiert heute als rastloser Wanderprediger für mehr Demokratie. Europaweit, weltweit. Sein privates Refugium befindet sich zuhinterst im Jura. Im malerischen Städtchen Saint-Ursanne logiert er in einem Eckhaus der einstigen Stadtbefestigung, umringt von mehreren zehntausend Büchern, mit freiem Blick auf den lieblich



**Auf Tour mit Deep Purple:** Ueli Frey (l.), Ian Gillan.

dahinplätschernden Doubs und die nächste Jurakette. Jetzt, da das bernjurassische Moutier demokratisch entschieden hat, lupenrein jurassisch zu werden, haben wir Andreas Gross gefragt: Was bedeutet das lokale historische Erdbeben für seine Wahlheimat? **Seite 31**

Zehn Tage lang war der Schweizer Ueli Frey mit der legendären britischen Band Deep Purple als Tourfotograf unterwegs. Er reiste mit den Musikern im Privatjet von einem Auftrittsort zum nächsten, begleitete sie vor und hinter der Bühne mit seiner Kamera. Das Besondere daran: Ueli Frey ist nicht etwa Berufsfotograf, sondern Zahnarzt mit eigener Praxis in Männedorf ZH. Seit vierzig Jahren fotografiert er nebenher Rockkonzerte. Auf der Deep-Purple-Tour hatte Frey die Gelegenheit, mit dem in der Schweiz lebenden Bassisten Roger Glover ein Gespräch zu führen, das wir zusammen mit seinen Bildern gerne publizieren. **Seite 50**

*Ihre Weltwoche*

## DAS SCHWEIZER ALL-BRANCHEN PORTAL

Auf [www.stellen-anzeiger.ch](http://www.stellen-anzeiger.ch) publizieren  
und von attraktiven Konditionen profitieren.

stellen-anzeiger.ch GmbH  
Technoparkstrasse 1  
8005 Zürich  
044 440 10 80  
[www.stellen-anzeiger.ch](http://www.stellen-anzeiger.ch)

**STELLEN-ANZEIGER**  
Das Schweizer-Jobportal

**Impressum**

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Föhrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich  
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.  
**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch  
**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch  
**Internet:** [www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch)  
**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch  
Jahresabonnement Inland Fr. 322.– (inkl. MwSt.)  
Schnupperabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)  
Weitere Angebote für In- und Ausland unter [www.weltwoche.ch/abo](http://www.weltwoche.ch/abo)

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)  
**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel  
**Chefredaktion:** Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi (*Wirtschaft*), René Zeller (*Bundespolitik*)  
**Produktionschef:** Lukas Egli

**Redaktion:** Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Alex Reichmuth, Claudia Schumacher, Florian Schwab

**Redaktionelle Mitarbeiter:** Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Peter Holenstein, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Christoph Landolt, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Linus Reichlin, Peter Ruch, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin, David Schnapp, Hildegard Schwaninger, Sacha Verna (*New York*), Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann  
**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring  
**Layout:** Daniel Eggspühler (*Art-Director*)  
**Bildredaktion:** Martin Kappler, Larissa Weber (*Assistentin*)  
**Korrektur:** Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Rita Kempter, Sandra Noser, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky  
**Sekretariat:** Sabine Mähner (*Leitung*), Inga-Maj Hojajj-Huber

**Verlagsgeschäftsführer:** Guido Bertuzzi  
**Anzeigenverkauf:** Sandro Gianini (*Leitung*), Gabriel Lotti, Brita Vassalli  
**Anzeigen-Innendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)  
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07  
**E-Mail:** [anzeigenid@weltwoche.ch](mailto:anzeigenid@weltwoche.ch)  
**Digital-Marketing:** Bich-Tien Köppel (*Leitung*)  
**Online-Vermarktung:** Jonlinio GmbH  
**Tarife und Buchungen:** [weltwoche@jonlinio.com](mailto:weltwoche@jonlinio.com)  
**Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.  
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.*

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

# Fast geräuschlos schwebte er in den Bundesrat

Was steckt hinter dem fluchtartigen Rücktritt des Aussenministers? Was hat es mit der EU-Sitzung des Bundesrats auf sich? Verrückt: Schweizer und abgewiesene Asylbewerber werden gleichgestellt. Gute Brexit-Strategie der Briten. Gewaltspirale gegen Trump. *Die Themen der Woche von Roger Köppel*



Wärmewolke des Wohlwollens: Ehepaar Burkhalter.

**B**undesrat Didier Burkhalter, 57-jährig, in der Blüte seines Lebens, Rhetoriker der langen Form, immer anständig, zum Schluss allerdings etwas verbittert und auf Vorrat beleidigt wirkend, tritt zurück, genauer: schleicht ab, rennt davon, bevor sein wichtigstes Geschäft im Trockenen ist, verabschiedet sich zermürbt in eine Luxuspenion auf Staatskosten, die ihm viele von Herzen gönnen.

Burkhalter ging nicht, weil er politischen Widerstand spürte. Er ging, weil er auf Dauer zu sensibel, zu empfindlich war für die Politik. Widerspruch ertrug der Dünnhäutige oft nur dann, wenn er ihn selber formulierte. Fast geräuschlos schwebte der Neuenburger vom Nationalrat über den Ständerat in den Bundesrat. Keine Kollisionen, keine Kämpfe, keine größeren Niederlagen. Eine Wärmewolke des Wohlwollens trug ihn nach oben.

Fluchtbewegungen kennzeichnen seinen Weg: Nach nur zwei Jahren räumte er das Minenfeld der Innenpolitik, um sich in der glamourösen Stratosphäre des Äusseren zu verwirklichen. Doch auch dort holten ihn bald die Fronten des Inlands ein. Sein Plan war und ist es, die Schweiz mit Hilfe eines «Rahmenabkommens» europäischem Recht und europäischen Richtern zu unterstellen. Burkhalters Differenzen mit dem Bundesrat waren taktisch, nicht strategisch. Er drückte aufs Gas, die Kollegen bremsen. Das wurde ihm zu mühsam.

Was bleibt? Eine halbfertige Europapolitik, die auf institutionelle Anbindung, Einrahmung hinausläuft; höhere Ausgaben für Entwicklungshilfe; ein gutes Jahr als Repräsentant der schweizerischen Neutralität im Konflikt

zwischen Russland und der Ukraine; eine Diplomatie, die auf den Begriff «nationale Interessen» offiziell verzichtet. Ist die FDP klug, stellt sie einen Gegner der Einrahmung als Nachfolgekandidaten auf. Sie könnte der SVP ein Alleinstellungsmerkmal streitig machen.

## «Konsolidierungs»-Schwindel

Die Hoffnung, dass mit Burkhalters Abgang das ungeliebte EU-Rahmenabkommen im Neuenburgersee versinkt, ist verfrüht. Der Bundesrat spielt auf Zeit. Das wurde letzten Freitag deutlich. Die Regierung tagte, aber es gab keine wichtigen Entscheide. Tatsache bleibt: Die Mehrheit im Bundesrat ist für einen Rahmen mit der EU. Sie will eine «institutionelle Lösung» unserer Beziehungen.

Institutionelle Lösung heisst: Man sucht nach einem Mechanismus, der die Schweiz in die dynamische Rechtsentwicklung der EU einbindet. Brüssel will, dass die Schweiz zukünftig EU-Recht automatisch übernimmt. In Streitfällen soll der oberste europäische Gerichtshof entscheiden. Widersetzt sich die Schweiz dem Diktat, darf sie mit Sanktionen bestraft werden. Diese Forderungen akzeptiert der Bundesrat weitgehend. Offen ist noch, wie hart die Sanktionen sein dürfen und welche Behörde sie letztlich ausspricht.

Offiziell sind CVP und FDP gegen den Rahmen. Sie behaupten, das Abkommen sei eine Paranoia-Fantasie der SVP. Trotzdem stimmten die beiden Parteien letzte Woche geschlossen gegen einen Vorstoss der SVP, der den Rahmenvertrag und die EU-Anbindung verbieten wollte. CVP-Präsident Gerhard Pfister, angeblich gegen die Anbindung, stimmte mit Nein. Ebenso Ignazio Cassis, der Hoffnungsträger der FDP, von dem wir noch keine einschneidenden Voten zu Europa gehört haben.

Das Rahmenabkommen ist nicht tot. Es wird nur anders verpackt, neu angemalt. Seit ein paar Wochen geistert der Begriff «Konsolidierungsabkommen» durch Bern. Das klingt freundlich, weniger einengend. Wer ist schon gegen «konsolidieren», gemäss Duden: «befestigen, sichern»? SP-Fraktionschef Roger Nordmann gebrauchte in der letzten, guten TV-«Arena» die neue Etikette auffallend oft. Ursprünglich kommt die Formel aus Didier Burkhalters Aussendepartement.

Es ist ein Schwindel. Der umgetaufte Rahmenvertrag «konsolidiert» nicht die bilateralen Beziehungen Schweiz-EU, er würde sie

zerstören. Bilateral heisst: zweiseitig, gleichberechtigt. Rahmenabkommen heisst: Die Schweiz muss sich europäischem Recht und europäischen Richtern beugen. Aus einem ebenbürtigen Vertragsverhältnis würde eine Unterordnung. Wer für den bilateralen Weg ist, sollte den Rahmenvertrag, der ein Nichtkonsolidierungsabkommen ist, bekämpfen.

## «Inländervorrang» für Scheinasylanten

Diese Nachricht ging im Gerumpel um die Burkhalter-Nachfolge beinahe unter, aber sie ist brisant. Sie veranschaulicht für mich die verfehlt Grenzüffnungs- und Willkommensmentalität in unserem Justizdepartement, das



Vorzugsbehandlung: Asylbewerber in Lumino TI.

von Bundesrätin Sommaruga wie ein Hilfswerk geführt wird.

Letzte Woche offenbarte der Bundesrat seine Eckpunkte zum neuen Ausländergesetz im Gefolge der Masseneinwanderungsinitiative. Sie erinnern sich: Das Parlament verweigerte die wortgetreue Umsetzung des Verfassungsartikels mit seinen jährlichen Kontingenten und Höchstzahlen. Stattdessen einigte man sich gegen den Willen der SVP auf eine europakompatible Soft-Umsetzung, die darauf abzielt, inländische Arbeitslose schneller in den Arbeitsprozess zu integrieren. Die Firmen sollen verpflichtet werden, offene Stellen bei den Arbeitsämtern zu melden. Die schicken ihnen dann ein paar Dossiers, welche die Firmen prüfen können, aber nicht müssen.

«Inländervorrang light» nennen sie diese Massnahme in Bern, obschon die Inländer gar keinen Vorrang haben, weil ihnen die EU-

Bürger – so will es die EU, so gehorchte Bern – bei der Stellensuche gleichgestellt werden. Was geplant war als Instrument zur Eindämmung der Zuwanderung, entpuppt sich als Paragraf der offenen Tür. Wir haben mit diesem Gesetz keinerlei rechtliche Handhabe, arbeitslose Schweizer oder Inländer auf dem Arbeitsmarkt zu bevorzugen. «Inländervorang light» ist ein Betrug.

Jetzt geht der Bundesrat noch einen Schritt weiter. Gemäss seiner freitäglichen Mitteilung sollen sich nicht nur alle arbeitssuchenden Europäer bei den Schweizer Arbeitsämtern auf offene Stellen melden dürfen. Er will dieses Recht auch allen abgewiesenen Asylbewerbern, sprich: vorläufig Aufgenommenen, gewähren. Alle illegalen Migranten, die ohne Asylanspruch in die Schweiz gekommen sind, aber aus irgendwelchen Gründen nicht nach Hause gebracht werden können oder wollen, sind dank dem neuen Gesetz bei der Stellensuche den Schweizern gleichberechtigt. Sommaruga und ihre Kollegen im Bundesrat stellen den illegalen Migranten nicht nur Gratisanwälte zur Verfügung, sondern auch eine Vorzugsbehandlung auf dem Arbeitsmarkt. Ist das klug? Oder dumm? Der Bundesrat verspricht sich davon eine bessere Integration. Gegenfrage: Warum sollen wir Menschen integrieren, die gar nicht hier sein dürfen?

### Mays Austritt aus dem EU-Binnenmarkt

Die britische Regierung unter der geschwächten Theresa May startet die Brexit-Verhandlungen in Brüssel mit einem vernünftigen Ziel: May will raus aus dem europäischen Binnenmarkt. Stattdessen sollen die Wirtschafts-



*Hat den richtigen Kompass:* Premier May.

beziehungen auf der Grundlage von Freihandelsverträgen neu geflochten werden. Die Schweiz sollte der gleichen Linie folgen. Wir haben ein Interesse daran, unsere Güter und Dienstleistungen auf den Märkten in der EU anzubieten. Aber wir wollen nicht Mitglied eines Binnenmarkts sein, der uns Personenfreizügigkeit, europäische Waffengesetze und

riskante Visa-Regelungen aufzwingt. Wann merken es unsere Wirtschaftsführer? Markt und Binnenmarkt sind nicht das Gleiche. Ein Markt ist ein Absatzgebiet für Güter und Dienstleistungen. Ein Binnenmarkt ist ein Wirtschaftsraum mit eigener Rechtsordnung. Die Schweiz hat ein grosses Interesse an Freihandel und Marktzugang, aber nicht an der hochregulierten und politisierten Form von Wirtschaftsbeziehungen, die uns die EU mit ihrem Binnenmarkt aufnötigt. Grossbritannien hat den richtigen Kompass.

### Köpft den Trump!

Ein verrückter linker Ideologe eröffnete letzte Woche auf einem Sportplatz das Feuer auf republikanische Senatoren, die für ein Baseball-Benefizspiel trainierten. Es gab Verletzte und einen Schwerverletzten. Zwei mutige Polizeibeamte brachten den Täter nach einem mehrminütigen Gefecht zur Strecke. Der Mann war bekennender Trump-Hasser, ehemaliger Mitarbeiter des Linkspopulisten Bernie Sanders und Mitglied bei «Occupy Wall Street». In seinem Auto fanden die Behörden eine Liste mit weiteren Republikanern, die der Spinner ermorden wollte.

Natürlich trägt der Verrückte selber die volle Verantwortung für seine Tat. Und man muss verrückt sein, um eine solche Tat zu begehen, was die Schuld allerdings nicht mindert. Trotzdem müssen die Trump-Gegner in den USA, Politiker, Journalisten, Künstler, Intellektuelle, über die Bücher. Ihre anhaltende, wilde Polemik gegen den rechtmässig gewählten US-Präsidenten schafft ein Klima des enthemmten Hasses, das Spinner und Verrückte wie den Todesschützen anstachelt, motiviert, ermutigt.

Übertrieben? Ich fürchte, nein. Die bösartige Feindseligkeit der linken Trump-Gegner

überbietet. Sie fühlen sich bestätigt durch die seit elf Monaten ergebnislosen, aber immer intensiveren Ermittlungen, die den Präsidenten als landesverräterische Marionette Moskaus entlarven sollen. Kurz vor dem Attentat bei Washington postete die CNN-Moderatorin Kathy Griffin ein Bild, das sie in der Pose einer IS-Terroristin mit dem blutigen, abgeschlagenen Schädel Donald Trumps darstellt. Eine re-



*Klima des enthemmten Hasses:* Komikerin Griffin.

nommierte Theatertruppe inszenierte im New Yorker Central Park eben Shakespeares «Julius Caesar». Den Diktator, der unter Dolchstössen stirbt, spielte ein auf Trump geschminkter Doppelgänger des Präsidenten.

Es ist kein Zufall, dass sich ausgerechnet jene an Mordfantasien berauschen, die sich Trump moralisch besonders überlegen fühlen. Sie wähen sich auf einem Kreuzzug gegen das Böse, das in Gestalt dieses merkwürdigen blonden Immobilienunternehmers über die Welt gekommen sein soll. Politischer Moralismus, der die Auslöschung des Gegners als wünschbare Möglichkeit in Betracht zieht, diese gar kulturell als Gaudi inszeniert, ist gefährlich. Die europäische Geschichte zeigt, in welchen Katastrophen das enden kann.

### Selbstbeschäftigung

Letzten Freitag ging die Sommersession in Bern zu Ende. Das Programm bestand zu einem Grossteil aus Vorstössen und Initiativen der Parlamentarier, die rund 80 Prozent ihrer Vorstösse ablehnten. Rasender Stillstand. Teurer Leerlauf.

### Nordkorea und die SP Schweiz

Als ich die traurige Meldung über den Tod des 22-jährigen US-amerikanischen Studenten Otto Warmbier las, der in einem nordkoreanischen Gefängnis vergiftet oder misshandelt worden war, musste ich an einen alten *Weltwoche*-Artikel aus dem Jahr 1986 denken. Es war eine Nordkorea-Reportage des früheren Schweizer SP-Vizepräsidenten Peter Vollmer, der die Diktatur der Kims als eine Art Modellstaat feierte. Ideologie macht blind.

Nase voll?  
Ein Fall für  
uns.

Hals-, Nasen-, Ohrenchirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. [pyramide.ch](http://pyramide.ch)

*Spitze für Sie.*





**Macht und Visionen:** Gianni Infantino. Seite 40



**Herz, Herz, Herz:** «Wonder Woman». Seite 60



«Da merkten wir, *it's happening* – wir stehen auf der Traumbühne.»

**Roger Glover:** Seite 50

58 **Depressionen** Was das Wetter mit der Selbstmordrate zu tun hat

## Titelgeschichte

- 4 **Editorial**
- 9 **Kommentar** Der Rücktritt von Didier Burkhalter als Chance
- 20 **Vorwärts zum Rahmenabkommen** Die EU-Pläne von Bundespräsidentin Doris Leuthard

## Kommentare & Analysen

- 9 **Im Auge** Horst Teltschik, Kohl-Berater
- 10 **Asyl** Giftiges Geschenk
- 10 **Bundesrat** Die Westschweiz muss pausieren
- 11 **Frankreich** Rotes Waterloo
- 11 **Fernsehen** Billag für Ronaldo
- 12 **Personenkontrolle**
- 13 **Nachruf** Carla Fendi, Modeschöpferin
- 18 **Mörgeli** Jauchzer der Solidarität
- 18 **Bodenmann** Wird Kohl von den Toten auferstehen?
- 19 **Medien** Das sogenannte Storytelling hat den Bundesrat infiziert
- 19 **Die Deutschen** Müllers Millionen
- 45 **Trumps** Woche «Brutales Regime»

## Interviews

- 44 **Grover Norquist** Treffen mit Donald Trumps Vordenker der Steuerpolitik in Washington
- 50 **Roger Glover** Der Bassist von Deep Purple über den Ruhm, seine Kindheit und seine Wahlheimat Schweiz

## Inland

- 22 **Freisinnige Planwirtschaft** Die besten Köpfe der FDP

- 23 **Ignazio Cassis** Vom «Krankencassis» zum Vorzeige-Tessiner
- 24 **Leuthards Jetset-Beamte** Die Luxustrips der Bundesverwaltung
- 26 **10 Jahre Freizügigkeit** Wachsende Zweifel am Zuwanderungs-Dogma
- 29 **Propheten der Freizügigkeit** Die besten Zitate von damals
- 30 **Regulierung** Hans-Ueli Vogt wehrt sich gegen die Kritik der *Weltwoche*
- 31 **«Endlich daheim»** Andreas Gross über Moutiers Transfer in den Jura
- 31 **Finanzen** Jeder vierte Franken wird für das Sozialwesen ausgegeben
- 32 **Musterschülerin und Nervensäge** Die neue Rolle der Schweiz auf dem internationalen Parkett
- 34 **«Rundschau»-Anklage mit Lücken** Fragen im Luzerner Polizistenprozess

## Ausland

- 42 **Zur Lage der EU** Konrad Hummler über den Versuch zum Aufbau eines europäischen Bundesstaats
- 46 **Brief aus Moskau** Der Zorn der Wohnungsbesitzer
- 47 **Grossbritannien** Michael Goves Rückkehr ins Kabinett
- 48 **Helmut Kohl** Matthias Matussek erinnert sich an den grossen Politiker

## Wirtschaft & Wissenschaft

- 14 **Fake News** Die Lügenverkäufer auf dem Internet-Graumarkt
- 37 **Grenfell Tower** Die Wärmedämmung führte zur Londoner Feuerkatastrophe
- 38 **Swissmechanic** Gibt es das «Schweizer Wirtschaftswunder»?
- 39 **Hitzewelle** Schweizer Behörden schlagen Alarm

## Kultur & Gesellschaft

- 16 **Postwahrheit? Reiner Blödsinn** Der Philosoph Roger Scruton über Tatsachen und Lügengeschichten
- 36 **Sparta light** Mathias Binswanger über frühkindliche Förderung
- 40 **Gianni Infantino** Bilanz des Fifa-Präsidenten nach dem ersten Jahr
- 54 **Art Basel** Die Kunstmesse als Karikatur unserer Gesellschaft
- 55 **Rolf Peter Sieferle** Aufruhr über das Buch «Finis Germania»
- 56 **Albträume vom Sultan** «Die Haltlosen» von Oguz Atay
- 60 **«Wonder Woman»** Der moderne Feminismus in der Comicverfilmung

## Rubriken

- 56 **Die Bibel** Sinnvolle Grenzen
- 57 **Jazz** Kevin Eubanks
- 59 **Knorr** «The People v. O. J. Simpson»
- 59 **Knorrs** Liste
- 62 **Thiel** Fremde Richter
- 62 **Namen** Grosse Ratlosigkeit
- 62 **Fast verliebt** Single-Frau, Ü-30
- 63 **Unten durch** Heisse Wut
- 64 **Wein** Der Sommelier als Weinmacher
- 65 **Auto** Audi R8 Spyder
- 66 **Darf man das?/** Leserbrief

# Ihr Immobilienraum?



6 ½ Zi. Doppel-EFH  
in 8127 **Forch-Küsnacht**  
Ingrid Stiefel Tel. 044 316 13 83  
[www.ufdeforch.ch](http://www.ufdeforch.ch)



5 ½ - 6 ½ Zi. Terrassenhäuser  
in 8309 **Birchwil**  
Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
[www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



3 Zi. Mietwohnung  
in 8708 **Männedorf**  
Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
[www.loft-neugut.ch](http://www.loft-neugut.ch)



6 ½ Zi. Doppel-Reihen-Einfamilienhäuser  
in 8414 **Buch am Irchel**  
Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
[www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



5 ½ Zi. Garten-Eigentumswohnung  
in 8708 **Männedorf**  
Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
[www.lagovista.ch](http://www.lagovista.ch)



5 ½ Zi. Terrassen-Eigentumswohnungen  
in 8610 **Uster**  
Christina Peter Tel. 044 316 13 02  
[www.art-one.ch](http://www.art-one.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen, 2 DEFH  
in 8332 **Rumlikon**  
Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
[www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



6 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser  
in 8306 **Brüttisellen**  
Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
[www.lindenbuck.ch](http://www.lindenbuck.ch)



4 ½ und 5 ½ Zi. Terrassen-Eigentumswohnungen  
in 8135 **Langnau am Albis**  
Michael Knecht Tel. 044 804 34 34  
[www.bellesterrasses.ch](http://www.bellesterrasses.ch)



3 ½ Zi. Dach-Eigentumswohnung  
in 8184 **Bachenbülach**  
Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
[www.ridere-bachenbuelach.ch](http://www.ridere-bachenbuelach.ch)



4 ½ Zi. Eigentumswohnung  
in 8127 **Forch-Maur**  
Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
[www.amena-forch.ch](http://www.amena-forch.ch)



5 ½ Zi. Einfamilienhäuser  
in 8602 **Schwerzenbach**  
Christina Peter Tel. 044 316 13 02  
**Sorry, leider alle Häuser verkauft!**  
[www.3cosyhomes.ch](http://www.3cosyhomes.ch)



7 ½ Zi. Atrium- und 5 ½ Zi. Reihen-EFH  
in 8302 **Kloten**  
Kevin Braunwalder Tel. 043 255 88 88  
[www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



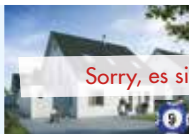
4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
in 8143 **Stallikon**  
Christina Peter Tel. 044 316 13 02  
[www.zuerikon.ch](http://www.zuerikon.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen  
in 8102 **Oberengstringen**  
Christina Peter Tel. 044 316 13 02  
[www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



3 Zi. Mietwohnung  
in 8706 **Meilen**  
Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
[www.haltenstrasse.ch](http://www.haltenstrasse.ch)



6 ½ Zi. Einfamilienhaus  
in 8102 **Zweidlen-Station**  
Christina Peter Tel. 044 316 13 02  
**Sorry, es sind leider alle 14 Häuser verkauft!**  
[www.terraverde-zweidlen.ch](http://www.terraverde-zweidlen.ch)



4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
in 8181 **Höri**  
Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
[www.lilie-hoeri.ch](http://www.lilie-hoeri.ch)



5 ½ Zi. Einfamilienhäuser  
in 8476 **Unterstammheim**  
Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
[www.heerenweg.ch](http://www.heerenweg.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
in 8493 **Saland**  
Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
[www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



5 ½ Zi. Einfamilienhäuser  
in 8453 **Alten b. Andelfingen**  
Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
[www.vecciacasa.ch](http://www.vecciacasa.ch)



4 ½ Zi. Terrassenwohnung  
in 8610 **Uster**  
Christina Peter Tel. 044 316 13 02  
[www.schwizerberg.ch](http://www.schwizerberg.ch)

**Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume verwirklicht werden können?**

Melden Sie sich bei unserem Chef [ulrich.koller@lerchpartner.ch](mailto:ulrich.koller@lerchpartner.ch) oder Tel. 052 235 80 00.

Unser aktuelles Angebot:

[LerchPartner.ch/angebote](http://LerchPartner.ch/angebote)

**Lerch & Partner**  
GENERALUNTERNEHMUNG AG  
**LerchPartner.ch**

**MINERGIE®**  
Member  
Zürcherstrasse 124 Postfach 322  
8406 Winterthur  
Telefon 052 / 235 80 00

**YouTube**

**Wir nehmen an den folgenden Immobilienmessen teil:**

**EIGENHEIM MESSE SCHWEIZ**

**Eigenheimmesse Schweiz in Zürich**  
7. - 10. Sept. 2017, Messe Zürich, Halle 6

**SVIT ZÜRICH**

**SVIT Immobilien-Messe in Zürich**  
16. - 18. März 2018, Lake Side Zürich

Stand Juni 2017



Erleben Sie in Rom die Wiener Philharmoniker und die Wiener Virtuosen.



## Exklusive Leserreise: «Musica Sacra a Roma»

# Ewige Stadt und Schweizergarde

Erleben Sie die Wiege der abendländischen Kultur auf unvergleichliche Weise. Zu den Höhepunkten unserer 7-tägigen Reise zählen die Konzerte der «Musica Sacra», der geschlossene Abend in den Vatikanischen Museen und der persönliche Empfang bei der päpstlichen Schweizergarde.

Das «Festival Internazionale di Musica e Arte Sacra» in Rom und im Vatikan begeistert sein Publikum seit 2002 jedes Jahr mit Kirchenmusik auf höchstem Niveau. Ob Mozarts «Requiem in D-moll», Beethovens Messe in C-Dur oder Haydns Schöpfung – vor der Kulisse der Ewigen Stadt werden die sakralen Meisterwerke zum unvergesslichen Erlebnis.

Ergänzt wird die exklusive Kunst- und Kulturreise durch ein facettenreiches Ausflugsprogramm. Auf den Spuren der alten Römer tauchen Sie ein in die faszinierende Geschichte der italienische Metropole von der Antike über das Mittelalter bis in die Neuzeit. Sie logieren im luxuriösen 5-Sterne-Hotel «Boscolo Exedra» an zentraler Lage.

### Reiseprogramm (Auszug):

#### 1. Tag: Anreise nach Rom

Exklusivbesuch der Vatikanischen Museen.

#### 2. Tag: Die Schweizergarde

Trajansmärkte und Campo d'Fiori; Termin bei der Schweizergarde und Abendessen mit einem Schweizergardisten.

#### 3. Tag: Roms Altstadt

Spanische Treppe, Piazza Navona und Fontana di Trevi; Papstbasilika Sankt Paul; Heilige Messe im Petersdom mit dem Palatina-Klassik-Vokal-Ensemble.

#### 4. Tag: Papstsegen

Sonntäglicher Papstsegen; «Scarpinata Romana» von der Engelsbrücke zum Pantheon; Mozarts «Requiem in D-moll»

#### 5. Tag: Ewige Stadt und Konzert

«Künstlerisches und antikes Rom» mit Villa Borghese, Forum Romanum und Kolosseum (fakultativ); Wiener Philharmoniker und Wiener Virtuosen in der Basilika Sankt Paul (inklusive).

#### 6. Tag: Trastevere und kulinarisches Rom

Historisches Viertel jenseits des Tibers; Weinprobe und Imbiss in einer Enoteca

#### 7. Tag: Rückflug nach Zürich

Detailliertes Reiseprogramm und Anmeldeformular unter [www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub).

### Platin-Club-Spezialangebot

#### 7-tägige Kulturreise «Musica Sacra a Roma»

##### Reisetermin:

2. bis 8. November 2017

##### Leistungen:

- Flug Zürich-Rom-Zürich (inkl. Gebühren)
- 6 Übernachtungen mit Frühstück im 5-Sterne-Hotel «Boscolo Exedra»
- 1 Aperitif, 2 Abendessen, 1 Weinprobe mit Imbiss
- Heilige Messe mit Konzert im Petersdom
- 4 Konzerte in den Basiliken von Rom
- Ausflug «Vatikanische Museen exklusiv»
- Ausflug «Die Trajansmärkte»
- Besuch der Schweizergarde
- Ausflug «Altstadt und Basilika Sankt Paul»
- Sonntäglicher Papstsegen (bei Anwesenheit)
- Ausflug «Scarpinata Romana und Pantheon»
- Ausflug «Volkstümliches Trastevere»
- Qualifizierte, deutschsprechende Reiseleitung

##### Preis:

Für Weltwoche Abo: ab Fr. 2980.– p. P. im DZ;  
Für Nicht-Abonnenten: ab Fr. 3280.– p. P. im DZ;  
Einzelzimmerzuschlag: CHF 660.–  
Ausflug «Künstlerisches und antikes Rom»: Fr. 145.–

##### Buchung:

Reservieren Sie unter Telefon 091 752 35 20 oder per Email an [info@mondial-tours.ch](mailto:info@mondial-tours.ch)

##### Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno

[www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)





# Marschhalt

Von René Zeller — Didier Burkhalter ist zu danken. Sein Abgang eröffnet dem Bundesrat die Chance, die Europapolitik zu entkrampfen. Eine Rückbesinnung auf die vitalen Interessen der Schweiz tut not.



Verkorkste Hinterlassenschaft: Didier Burkhalter.

Wenn ein Bundesrat verkündet, er katalysiere sich aus der Verantwortung ins Privatleben, dann ist das keine Bagatelle. Didier Burkhalter modelliert als Aussenminister die Europapolitik. Er entledigt sich somit des heissesten Eisens, das hierzulande seit 25 Jahren geschmiedet wird. Das Nein des Souveräns zum EWR-Vertrag zwang die Schweiz auf den bilateralen Weg. In den Regierungsparteien FDP und CVP waren vorübergehend Euroturbotonangebend, die SP setzt noch immer auf das Fernziel EU-Beitritt. Doch das Volk setzt auf Unabhängigkeit, auf direktdemokratische Selbstbestimmung, Föderalismus, Neutralität.

Wer den freisinnigen Staatsdiener aus Neuenburg als Euroturbo qualifiziert, liegt falsch. Burkhalter betrachtete den Bilateralismus als Königsweg. Das bewog ihn, auf ein institutionelles Rahmenabkommen zu setzen. Von der Idee, mit einem solchen Rechtskonstrukt das nach dem EWR-Nein erarbeitete Beziehungsgewebe mit der EU dauerhaft zu stabilisieren, war Didier Burkhalter beseelt. Wer ihn als bilateralen Turbo qualifiziert, liegt nicht falsch.

Burkhalters leidige Hinterlassenschaft ist ein unfertiges Rahmenabkommen. Dem Vernehmen nach haben sechzehn Verhandlungsrunden stattgefunden. Immer ungeduldiger haben Parlamentarier gemault, das diplomatische Versteckspiel nehme groteske Züge an. Die SVP

steht bereit, um das als Unterwerfungsvertrag geisselte Rahmenabkommen zu bodigen. Christoph Blocher führt das «Komitee gegen den schleichenden EU-Beitritt» an, das einen institutionellen Rahmen kategorisch ablehnt.

Burkhalter hat es versäumt, die Zeichen an der Wand richtig zu deuten. Er hätte erkennen müssen, dass die SVP nicht allein gegen fremde Richter kämpft. Er war immun gegen die Skepsis, die Parteifreunde äusserten. Die autonome Übernahme von EU-Recht, die Delegation des Streitbeilegungsverfahrens an Gerichte der Gegenpartei werden querbeet als weit überzogene Konzessionen eingestuft. Anders als Burkhalter sind viele überzeugt, dass eine richterliche Entmündigung der Schweiz an der Innenfront chancenlos wäre.

## Burkhalters Optimismus

Zur Kunst des Regierens gehört es, Chancen und Risiken klug abzuwägen. Der Bundesrat sollte den Abgang des Aussenministers nutzen, um dessen verkorkste europapolitische Hinterlassenschaft neu zu ordnen. Dazu gehört unmittelbar, die Verhandlungen über das umstrittene Rahmenabkommen zu entschleunigen. In ihren Zielen für das laufende Jahr hat die Landesregierung festgehalten: «In der zweiten Hälfte 2017 wird der Bundesrat ein institutionelles Abkommen zwischen der Schweiz und der EU verabschieden.» Diese ambitionöse Vorgabe spiegelt den Optimismus Burkhalters. Für die zurückbleibenden Bundesräte gibt es keinen triftigen Grund, sich zeitlichem Handlungsdruck zu unterwerfen. Es gibt nichts zu regeln, was für die Prosperität der Schweiz überlebenswichtig ist. Handkehrum agiert die EU gegenüber der Schweiz knallhart: Verhandlungen über Anpassungen im Personenfreizügigkeitsabkommen wurden ausgesetzt, neue Verhandlungsdossiers sollen in Brüssel schubladisiert bleiben, solange sich die Schweiz beim Rahmenabkommen nicht mit der EU arrangiert.

Der Bundesrat sollte den Souverän nicht unterschätzen. Dieser spürt, dass die Schweiz in der Amtszeit Burkhalters nicht selbstbewusst aufgetreten ist in Brüssel. Der Bundesrat sollte auch das Parlament nicht unterschätzen. Dessen Mehrheit hat gemerkt, dass der Warnruf vor fremden Richtern keine leere Worthülse ist. Und was Burkhalter nicht erkannt hat, sollte der Gesamtbundesrat beherzigen: Das Rahmenabkommen würde an fundamentalen Säulen der souveränen Schweiz rütteln. Ein europapolitischer Marschhalt ist geboten.

# Geschichte schreiben



Horst Teltschik, Kohl-Berater.

Mobiltelefone gab es noch nicht. Der Auftrag Helmut Kohls erreichte Horst Teltschik am Donnerstag um Mitternacht. Am Freitag stellte er ein kleines Team zusammen, «kluge Leute», die miteinander «laut gedacht» haben. Mit den Notizen fuhr Teltschik am Wochenende zum Kanzler-Bungalow an der Marbacherstrasse in Oggersheim, wo sie den Plan entwarfen, den Hannelore Kohl in ihre alte Reiseschreibmaschine tippte. So klammheimlich entstand die deutsche Wiedervereinigung. Am Dienstag, 28. November 1989, nur neunzehn Tage nach dem Berliner Mauerfall, hielt Helmut Kohl im Bundestag in Bonn seine historische Rede, mit der er die beiden Deutschland und die Welt völlig überraschte: das visionäre Zehn-Punkte-Programm, Ergebnis der «konspirativen» Gespräche, wie sie Teltschik nannte. Nicht einmal Aussenminister Hans-Dietrich Genscher war eingeweiht. Das Risiko, dass er geplaudert und die Sensation an seine Weste geheftet hätte, schien ihnen zu gross.

Der Ruhm und der staatsmännische Glanz fielen ganz auf Helmut Kohl, der «Geschichte geschrieben» hatte, mit Hannelore Kohls Zehnfingersystem und mit Teltschiks Denkmaterial. Teltschik wurde 1940 in Klantendorf in Nordmähren geboren und flüchtete mit seiner Familie nach dem Krieg an den Tegernsee. Er fühlte sich nicht akzeptiert, weshalb er sich am Gymnasium einen Fidel-Castro-Bart stehen liess, «als Einziger». Er wurde Panzersoldat der Bundeswehr und Oberleutnant der Reserve, studierte Politologie und fand die Praxis interessanter als die Theorie. Kohl holte ihn 1972 schon in seine Staatskanzlei in Mainz, und er blieb bis zu der Abwahl des Kanzlers 1998 sein engster Berater. Der politische Architekt und Einfädler tarnte sich mit der Verspieltheit seines wuseligen Pilzkopfes, der kaum an Machiavelli oder den Kardinal Richelieu erinnerte. Später ging er als Manager zu BMW und Boeing, erhielt eine Professur in München, war Verwaltungsrat von Roche, sammelte Titel und Ämter. Manchmal ist die Geschichte ungnädig und vergisst die, die sie schreiben. Peter Hartmann

## Giftiges Geschenk

Von *Philipp Gut* — Soll der Bund den Kantonen mehr Geld für Flüchtlinge geben?

Die Kantone fordern vom Bund deutlich höhere Beiträge für die «Integration». So lautet das Zauberwort der Stunde – schon seit Jahren. Gemeint sind Fördermassnahmen und Ausbildungsprogramme, die dazu führen sollen, dass sich die «Flüchtlinge» besser in den Schweizer Arbeitsmarkt einfügen. Bisher zahlt der Bund dafür eine Pauschale von 6000 Franken. Die Kantone monieren, das reiche bei weitem nicht aus, und verlangen eine Verdreifachung des Betrags. Diese Forderung hat die Konferenz der Kantonsregierungen in einem Bericht vom Februar 2017 erhoben – und an der «Integrationskonferenz» vom Montag dieser Woche wurde sie bekräftigt.

Auf den ersten Blick mag das etwas für sich haben. Schliesslich definiert der Bund die Asylpolitik, er ist der Schleusenwart, der die Flüchtlinge hereinlässt. Doch bei näherem Hinsehen überzeugt der Vorschlag nicht. Der Schwarze Peter wird einfach weitergereicht. Am Ende bezahlt immer der Steuerzahler.

### Das Problem heisst Sozialhilfe

Die für das Asylwesen zuständige Bundesrätin Simonetta Sommaruga (SP) lässt durchblicken, dass der Bund unter gewissen Bedingungen bereit wäre, die Kosten zu übernehmen. Allerdings – und das ist ein weiterer Kritikpunkt – ginge damit eine stärkere Regulierung und Zentralisierung einher. Gäbe es verbindliche Vorschriften, würde die Freiheit und Souveränität der Kantone beschnitten.

Das Geschenk aus Bern wäre noch aus anderen Gründen vergiftet. Es sendet falsche Signale und lullt ein. Die Entlastung für die Stände wäre bloss befristet. Über kurz oder lang fallen die Sozialflüchtlinge so oder so den Kantonen und Gemeinden zur Last. Eine achtzehnmonatige begleitete Teilzeitbeschäftigung kostet die Kommunen schnell einmal 25 000 Franken. Deutschkurse, die sich oft über Jahre hinziehen, verursachen monatliche Kosten von über 400 Franken pro Kopf.

In der Theorie führen alle diese Anstrengungen zu einer Reduktion der Sozialhilfekosten. Die Praxis sieht oft anders aus. Trotz milliardenteurer Förderprogramme bleibt die Mehrzahl der Flüchtlinge in der sozialen Abhängigkeit. Der Grund ist banal: Sie «verdienen» so häufig mehr, als wenn sie einem Job nachgingen. Wetten, die Verringerung oder Streichung der Fürsorge für Flüchtlinge würde mehr von ihnen zum Arbeiten motivieren als jeder noch so gutgemeinte Integrationskurs?

## Die Westschweiz muss pausieren

Die FDP will bei der Nachfolgeregelung für den scheidenden Bundesrat Didier Burkhalter die Deutschschweiz ausbooten. Das ist verfassungswidrig.

Der Freisinn markiert Selbstbewusstsein. Die genetisch zum Regieren veranlagte Partei sieht es als unumstösslich an, dass ihr zwei Sitze im Bundesrat zustehen. Das sah unlängst noch anders aus. 2003 half die FDP mit, Christoph Blocher in den Bundesrat zu wählen und der CVP einen Sitz abzugeben. Dieses Manöver war die Mitgift dafür, dass Hans-Rudolf Merz den abtretenden freisinnigen Bundesrat Kaspar Villiger beerben konnte. Als 2009 das Walliser FDP-Alphatier Pascal Couchepin demissionierte, warfen die Christlichdemokratischen mit dem Freiburger Urs Schwaller ihrerseits ein Schwergewicht in den Kampf. Ächzend verteidigte die FDP mit dem Neuenburger Didier Burkhalter ihren Besitzstand.

Jetzt aber, da Burkhalter des Regierens überdrüssig geworden ist, steht für die FDP fest: Die Zeit der Zitterpartien ist vorbei. Niemand sei legitimiert, ihre Zweiervertretung im Bundesrat zu hinterfragen. Mehr noch: Die drittstärkste Partei im Lande (Wähleranteil: 16,4 Prozent) beruft sich auf das Gewohnheitsrecht, dass sie je eine Magistratsperson aus dem deutschsprachigen Landesteil und aus der «lateinischen» Schweiz stelle. Das müsse so bleiben. Deshalb hat die FDP die Spielregeln für ihre Kandidatenkür eigenmächtig eingeeengt. «Die nominierten Kandidatinnen und Kandidaten sollen die lateinische Schweiz vertreten», lautet die Vorgabe. Will heissen: Kandidaturen aus der Deutschschweiz sind unerwünscht.

### Comeback des Tessins

Das ist, mit Verlaub, ein parteitaktisch motiviertes Schelmenstück. Offenkundig liegt der FDP daran, nach Burkhalters abrupter Demission ihre Wählerbasis in der Westschweiz bei Laune zu halten. Doch das Parteiwohl kollidiert mit dem Landeswohl. Mit Alain Berset (SP) und Guy Parmelin (SVP) sitzen zwei Westschweizer im Bundesrat. Der Freisinn negiert, dass der Anspruch der Romandie damit erfüllt ist. Der Nachfolger oder die Nachfolgerin Burkhalters muss nicht westwärts gesucht werden.

Das ist keine boshafte Aussage über den Röstigraben hinweg, sondern ein Faktum. Und eine Aussage obendrein, die mit der Bundesverfassung im Einklang steht. In Artikel 175 steht, es sei «darauf Rücksicht zu nehmen, dass die Landesgegenden und Sprachregionen angemessen vertreten sind». Wenn FDP-Präsidentin Petra Gössi und ihre Einflüsterer die Verfassung ernst nehmen würden, müssten sie die Spiel-

regeln wie folgt justieren: Kandidaturen aus der Westschweiz sind unerwünscht.

Bestens legitimiert ist hingegen das Ansinnen, der italienischen Schweiz ein Comeback zu ermöglichen. Gerade die FDP hat diesbezüglich Nachholbedarf. Als ihr kluger Parteipräsident Fulvio Pelli nach der Demission von Pascal Couchepin seinen Hut in den Ring warf, stemmten sich zuvorderst Westschweizer Parteifreunde gegen dessen Ambitionen. Ähnlich erging es Tessiner Bundesratskandidaten anderer Parteien (Marina Carobbio, Patrizia Pesenti, Norman Gobbi). Solidarität «unter Lateinern» mutiert zu Schall und Rauch, wenn Westschweizer Pfründen zu verteidigen sind.

Die FDP taktiert bei der Nachfolge Burkhalters nicht im Landesinteresse. Der staatstragende Freisinn sollte die geforderte Balance von Landesgegenden und Sprachregionen im Bundesrat sorgfältiger interpretieren. Neben dem Tessin steht auch die Ostschweiz und die Zentralschweiz im Abseits. Ist es denkbar, dass sich die betroffenen Deutschschweizer FDP-Kantonalparteien zu Statisten degradieren lassen? In der zentralen und östlichen Schweiz wird nach jeder verpassten Chance lamentiert. Wer aber bei der nächsten Chance keine Kandidaten portiert, soll aufhören zu jammern, wenn der Westen in der Landesregierung überrepräsentiert bleibt. *René Zeller*



Parteitaktisch motiviertes Schelmenstück: Petra Gössi.

## Rotes Waterloo

Von *Jürg Altwegg* — Macron bekommt die absolute Mehrheit für sein Reich der Mitte. Die Sozialisten verschwinden, den Republikanern gelingt die Schadensbegrenzung.

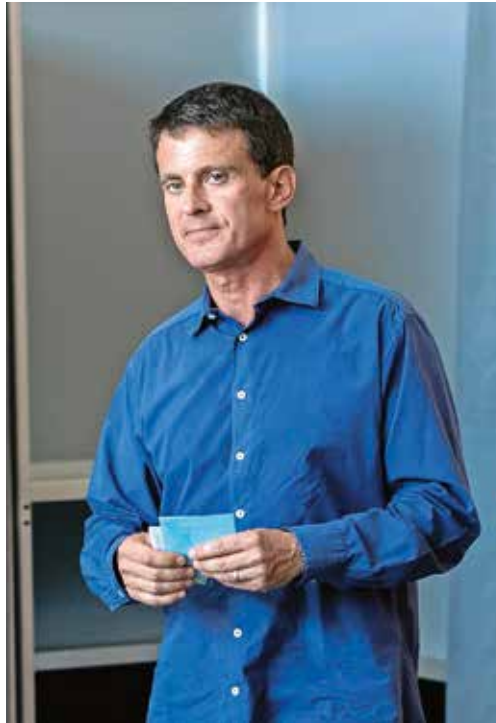
Bei der Wahl der 577 Abgeordneten ist das Grosse Politikersterben der Fünften Republik munter weitergegangen. Ein ehemaliger und der amtierende Präsident sowie drei Premierminister waren anlässlich der Wahl ins Elysée auf der Strecke geblieben. Benoît Hamon, der für die Sozialisten die Hollandenachfolge antreten wollte, scheiterte auf dem Sprung ins Parlament schon im ersten Versuch. In der zweiten Runde wurden Hollandes emblematische Ministerinnen Marysol Touraine (Gesundheit) und Najat Vallaud-Belkacem, die den Primarschülern ein neues «ABCD der Gleichheit» beibringen wollte, abserviert. Dass Ex-Premier Manuel Valls, der auch Präsident werden wollte, im Parlament überleben kann, verdankt er der Gnade Macrons, der ihm keinen Kandidaten seiner «La République en marche!» (LREM) entgegensetzte.

### 65 Rentner weniger

Aber möglicherweise mussten auch die Genossen ein bisschen mit unlauteren Mitteln nachhelfen: Valls wurde in seiner Banlieue-Hochburg ein Vorsprung von 139 Stimmen zugeschrieben, doch seine Gegnerin Farida Amrani will die Wahl annullieren lassen. Tatsächlich haben die Sozialisten eine gewisse Erfahrung mit Wahlfälschungen. Ségolène Royal wurde um den Vorsitz in der Partei betrogen. Der Philosoph Michel Onfray behauptet, bei der Vorwahl im Januar sei massiv manipuliert worden. Die Zahl der sozialistischen Abgeordneten ist von rund 300 auf drei Dutzend geschrumpft. Die von Mitterrand 1971 zur Überwindung des Kommunismus begründete Partei befindet sich in Auflösung.

«Ablösen» will sie – von links – Jean-Luc Mélenchon mit seiner «France insoumise» (LFI). Nach einer brillanten Kampagne und einer unerwartet knappen Niederlage bei der Präsidentschaftswahl erwies er sich als schlechter Verlierer und irritierte seine Anhänger. In Marseille forderte er einen alteingesessenen Sozialisten heraus – und schaffte erstmals den Einzug ins Parlament. Mit siebzehn Abgeordneten kann LFI eine Fraktion bilden.

Vor fünf Jahren war Mélenchon in den Norden zum Schauwahlkampf gegen Marine Le Pen angetreten: Beide verloren. Nach dem Vater und der Nichte Marion – die auf eine Wiederwahl verzichtete – zieht Marine Le Pen ins Parlament ein. Die Wahl wird ihre umstrittene Stellung innerhalb der Partei stärken. Mit acht Abgeordneten bleibt der Front natio-



*Blaues Wahlwunder:* Ex-Premier Valls.

nal weit hinter den Republikanern (120 Sitze), denen die Spaltung droht.

Es sind 68 Frauen mehr und 65 Rentner weniger als bisher: Frankreich bekommt eine neue politische Klasse. Das Durchschnittsalter der Abgeordneten sinkt um fünf auf 48 Jahre. Die Zahl der Unternehmer verdoppelt sich auf 41. Nun gibt es mehr Freiberufler und weniger Berufspolitiker. Das Parlament zählt 180 Kaderangestellte – vielfach aus der Privatwirtschaft. Von den 577 Abgeordneten sind 430 Neulinge.

Noch jünger, unerfahrener, weiblicher: Macrons LREM. Mit 310 verfügt er bereits über mehr als fünfzig Prozent der Sitze, dank dem Bündnispartner Mouvement démocrate Modem werden es 350. Dazu kommen die überlebenden Sozialisten und die Hälfte der Republikaner. Frankreich reibt sich die Augen, ein blaues Wahlwunder ist geschehen. Doch die tiefste Beteiligung in der Fünften Republik lässt seine Grenzen und Gefahren erkennen. Die Wut- und Protestwähler haben resigniert. Mélenchon forderte in seiner ersten Erklärung eine Volksabstimmung über das neue Arbeitsrecht, Marine Le Pen das Proporzsystem. Macron hat die Mehrheit für sein Reich der Mitte. Das neue Parlament gibt ihm die Macht, das Land zu reformieren. Seine Zusammensetzung erweckt den Eindruck, als sei Frankreich zum Zensuswahlrecht zurückgekehrt.

## Billag für Ronaldo

Von *Rico Bandle* — Jetzt ist für die SRG der Moment, aus der Champions League auszusteigen.

Wer ab nächstem Jahr in Deutschland eine Partie der Fussball-Champions-League schauen möchte, muss dafür zusätzlich in die Tasche greifen. Der gebührenfinanzierte Sender ZDF hat trotz enormer Geldmittel bei der Vergabe der Übertragungsrechte gegenüber privaten Bezahlsendern (Pay-TV) den Kürzeren gezogen. Bislang hatte man es in Deutschland wie in der Schweiz als Service-public-Auftrag angesehen, das Milliardengeschäft Spitzenfussball mit Gebührengeldern zu alimentieren und den Leuten die Spiele frei Haus zu liefern.

In unserem Nachbarland ist damit nun Schluss. Und das sollte es auch in der Schweiz sein, wo das Verfahren für die Übertragungsrechte noch im Gang ist.

Natürlich, ein solcher Ausstieg würde zu lauten Protesten führen. Wie wenn man an einem Fest das Freibier abdreht. Aber nicht lange. Denn der Entscheid brächte nur Vorteile. Die Subventionierung der Millionengehälter von Ronaldo und Co. durch die steuerartigen Fernsehgebühren nähme endlich ein Ende, ebenso jene von Verbänden wie Uefa und Fifa.

Der Sport sei ein wichtiger Faktor für den Zusammenhalt des Landes, rechtfertigt SRG-Generaldirektor Roger de Weck ständig die enormen Kosten für die Übertragungsrechte. Damit mag er recht haben. Doch dafür braucht es die SRG nicht. Im Gegenteil. Zusammenhalt und Solidarität steigen, wenn für ein Spiel extra bezahlt werden muss: Um die Kosten zu teilen, tun sich Nachbarn und Freunde



*Wichtig für den Zusammenhalt des Landes:* Ronaldo.

zusammen, schauen gemeinsam statt alleine. Oder die Fans gehen vermehrt in Beizen, um Fussball zu schauen, was ein Segen wäre für die notleidende Gastronomie.

Und nicht zuletzt: Die SRG könnte mit dem gesparten Geld die Gebühren senken. Damit wäre allen gedient.

## Personenkontrolle

**Berset, Sommaruga, Leuthard, Maurer, Walder, de Weck, Büchi, Regez, Burkhalter, Meyer, Couchepin, Cassis, Graf, Janiak, Huber, «Amir», Gasche, Siegenthaler**

**Alain Berset**, Heli-Vielflieger im Bundesrat, hat Personalprobleme. Der SP-Bundesrat und Chef des Departements des Innern (EDI) ist zwar der amtsjüngste Magistrat in der Landesregierung. Keiner weist aber einen höheren Verschleiss an Chauffeuren für die Dienstlimousine auf als der Freiburger. Dreimal hat er, laut gutunterrichteter Quelle, den Chauffeur bereits auswechseln müssen. Der Grund dafür war nicht herauszufinden. Aber im Amt witzelt man, Bersets Fahrer sässen alle wegen Geschwindigkeitsübertretungen im Knast. Kein Wunder, ist Alain Berset häufiger als Parteikollegin **Simonetta Sommaruga**, Bundespräsidentin **Doris Leuthard** (CVP) oder Finanzminister **Ueli Maurer** (SVP) mit dem Helikopter der Schweizer Armee in der Schweiz unterwegs. (*hmo*)

**Ueli Maurer**, 1.-August-Vielredner, hat ein Problem mit seiner Popularität. Bei Umfragen schneidet der Finanzminister häufig schlecht ab, so auch im *Sonntagsblick* am letzten Wochenende. Im Finanzdepartement gibt man sich etwas ratlos über die schlechten Umfragewerte – weil Maurer ein sehr volksnaher Bundesrat sei. Dies zeige sich jedes Jahr wieder bei den 1.-August-Feierlichkeiten. Maurers Rekord liegt bei insgesamt neun Auftritten (2013) an einem einzigen Nationalfeiertag. In diesem Jahr plant er fünf Auftritte. Und wenn Maurer auftritt, das weiss man aus Erfahrung, ist gewissermassen die Hütte voll. Vielleicht verbessern sich ja Maurers Beliebtheitswerte, wenn man die nächste Umfrage am 1. August in der thurgauischen Gemeinde Warth-Weiningen startet, wo der Finanzminister 2017 unter anderem auftreten wird. (*hmo*)

**Marc Walder**, smarterer Beziehungskünstler und Ringier-CEO, hat Probleme mit dem Vermarktungsriesen Admeira, zu dem auch die staatsverbandelte Swisscom und die Schweizerische Radio- und Fernsehgesellschaft (SRG) unter **Roger de Weck** gehören. Intern hagelt es Kritik, weil einzelne Titel auf dem Werbemarkt trotz oder vielmehr wegen der neuen Struktur schlechter abschneiden als früher, als sie noch eigene Verkäufer hatten. Diese Bindung ist zerschlagen worden, was laut Insidern zu einem teils dramatischen Anzeigenverlust geführt habe. Betroffen sind Blätter wie die *Bilanz* oder die *Handelszeitung*, die vormals zu Axel Springer ge-



«Vertrauensverhältnis»: Co-Chefredaktor Regez.



Ausgänge im Anlieferungsbereich: CEO Walder.



Hochmotiviert: Politikerin Graf.



Spekulationen: alt Bundesrat Couchepin, FDP.

hörten und mit den Ringier-Magazinen zu Ringier Axel Springer Schweiz verschweisst worden sind. Jetzt setze sich **Ralph Büchi** für seine alten Titel ein, heisst es – der taffe Verlagsmanager, Spitzname «Napoleon», war der starke Mann des Schweizer Springer-Ablegers und ist heute CEO des Joint Ventures. Büchi bleibt noch viel zu tun: Als Ringier Axel Springer letzte Woche zu einem rauschenden Fest für Kunden im neuen Medientempel in Zürich Altstetten lud, waren die Mitarbeiter nicht wirklich willkommen. Sie wurden per E-Mail aufgefordert, die Parkplätze rechtzeitig zu räumen und das Haus durch die Hintertüre zu verlassen. «Bitte benützen Sie ab 17 Uhr die Ausgänge im Anlieferungsbereich. Die entsprechenden Ausgänge werden ausgeschildert sein», heisst es in dem Schreiben. (*gut*)

**Stefan Regez**, Hochglanz-Journalist, hat dem scheidenden Bundesrat **Didier Burkhalter** (FDP) ein publizistisches Denkmal gesetzt. Der Co-Chefredaktor der *Schweizer Illustrierten* ehrt unseren Aussenminister mit verbalen Streicheleinheiten, mit einem üppigen Bilder-



Gar nicht so populär: Bundesrat Maurer.

bogen, der auch die First Lady **Friedrun Burkhalter** ins beste Licht rückt, strahlend, posierend, tanzend, küssend. Regez merkt allerdings in seinem tirilierenden Editorial an, dass sich der Neuenburger Staatsmann diese Abschiedsorgie habe verdienen müssen. Anfänglich habe Burkhalter die Interviewanfragen der Ringier-Schönwetterpostille jahrelang abgeschmettert. Erst in seinem Präsidentschaftsjahr 2014 habe sich der Freisinnige gegenüber dem Magazin geöffnet. «Seither besteht ein starkes gegenseitiges Vertrauensverhältnis», resümiert Stefan Regez die Amtszeit Burkhalters. Das tönt wie zu **Frank A. Meyers** besten Zeiten: Nur brave Bundesräte sind gute Bundesräte. (*rz*)

**Pascal Couchepin**, Pensionär, langweilt sich nicht. Auf diversen Kanälen kommentiert er eifrig die Spekulationen um die Nachfolge seines Nachfolgers Didier Burkhalter. Den Bundeshausjournalisten, die sich schon jetzt langweilen, weil **Ignazio Cassis** wohl im Lehnstuhl ins Bundesratszimmer getragen werden wird, ruft der freisinnige Walliser Alt-Bundesrat via

*Sonntagsblick* in Erinnerung, Politik sei definitionsgemäss nicht sehr aufregend. Spannende Momente habe er nur in Krisen erlebt, «zum Beispiel, als die UBS vor dem Aus stand». Er erinnere sich aber vor allem an langweilige Kommissionssitzungen. Dort habe man zur Mittagszeit eine Viertelstunde darüber diskutiert, ob die Mittagspause eine Dreiviertel- oder eine Stunde dauern sollte. Was uns Couchepin sagen will: Bundesratswahlen können langweilen. Noch langweiliger ist es, Bundesrat zu sein. (rz)

Maya Graf, Klartexterin, denkt intensiv über ihre politische Zukunft nach. Die grüne Baselbieter Biobäuerin, die seit sechzehn Jahren im Nationalrat sitzt und 2013 die Grosse Kammer präsidiert hat, verrät der *Basler Zeitung*: «Ich bin nach wie vor motiviert und mache wahn-sinnig gerne Politik für die Menschen und die Region. Deshalb schliesse ich eine Ständeratskandidatur nicht aus.» Einige klitzekleine Vorbehalte habe sie aber schon. Der amtierende Baselbieter Ständerat **Claude Janiak** (SP) habe einen möglichen Nicht-Wiederantritt bisher gar nicht thematisiert. Ob sie nochmals für den Nationalrat kandidieren wolle, könne sie zum jetzigen Zeitpunkt noch nicht sagen. Kann sie sich auch vorstellen, ganz mit der Politik aufzuhören? Dazu sagt die hochmotivier-te Maya Graf klipp und klar: «Bei der Planung muss man alle Fragen berücksichtigen, auch diese.» Alles klar? (rz)

**Kathrin Huber** (SP), Beschwichtigungsgenie, steht im Gegenwind. Der Präsidentin des Schaffhauser Stadtschulrats setzt zu, dass die Affäre um den muslimischen Schüler «**Amir**» (die *Weltwoche* berichtete) weiterspukt. Der Siebzehnjährige hatte Mitschülern und Lehrern im Bachschulhaus mit Gewalt bis hin zum «Aufschlitzen» gedroht und ist in ein sogenanntes Time-out-Betreuungsangebot versetzt worden. Letzte Woche drang er trotz Rayonverbot auf das Gelände seiner ehemaligen Schule ein, was einen Sondereinsatz der Polizei zur Folge hatte. Auch eine Sitzung des Grossen Stadtrats, an dem das Thema behandelt wurde, fand unter Polizeischutz statt. Huber spielt die Vorfälle bis heute herunter und will im Amt bleiben. (gut)

**Urs Gasche**, zukünftiger Polit-Pensionär, will kürzertreten. Der im Energiebereich einflussreiche BDP-Nationalrat hat am Dienstag per Ende Juni seinen Rücktritt eingereicht. Von 2001 bis 2010 war er Mitglied des Regierungsrates und Finanzdirektor des Kantons Bern. Gasche gehört zu den BDP-Gründern und war Mitarchitekt bei der Energiestrategie 2050. Für ihn kommt ab der Herbstsession 2017 **Heinz Siegenthaler** – der Meisterlandwirt sass schon von 2014 bis 2015 im Nationalrat. Er verpasste dann aber seine Wiederwahl. (hmo)

## Nachruf



«Schönheit und Kultur»: Carla Fendi.

**Carla Fendi (1937–2017)** — Mit Carla Fendi verliert die Welt der Mode und, vor allem, Rom eine *grande signora*. Die Römerin und die Marke, 1925 als Handelsfirma für Pelze und Leder von ihren Eltern Adele und Edoardo gegründet, blieben der Stadt treu. Auch nachdem das Dolce Vita der sechziger Jahre ausgelebt und die Karawane der Menschen, die in grossen Hotels lebten und viel Geld ausgaben für teure Kleider, weitergezogen war. «Meine Wurzeln sind hier», sagte sie einem Reporter von *Travel + Leisure*, einer amerikanischen Zeitschrift.

Carla und ihre Schwestern Paola, Anna, Franca und Alda begannen nach dem Zweiten Weltkrieg im elterlichen Geschäft mitzuarbeiten, später führten sie dieses gemeinsam; Carla war verantwortlich dafür, die Zusammenarbeit der fünf Frauen zu regeln. Wem das Verdienst zukommt, zu sagen, sie habe den wichtigsten Beitrag geleistet, ist schwierig zu bestimmen. Mutter

Adele sagte: «Meine fünf Töchter sind wie die fünf Finger einer Hand.»

Ab den sechziger Jahren verbreiteten die *sorelle* das Angebot und trieben die Marke voran: Reisegepäck wurde auf den Markt gebracht; Handtaschen, die heute It-Bags genannt würden, etwa die «Baguette», entstanden, Prêt-à-porter-Kollektionen, Pelze nach Mass – *haute fourrure* – sowie preiswertere Ready-to-wear-Modelle aus Tierfellen. Fendi-Boutiquen öffneten in den grossen Städten Europas, Amerikas und Asiens. Und der Modeschöpfer Karl Lagerfeld begann 1965 für das Unternehmen zu entwerfen; er ist bis heute Chefdesigner der Damenmode.

In den achtziger Jahren erfuhr der Aufschwung ein Ende – in Pelzmode wollten sich viele Kundinnen nicht mehr sehen lassen. Und das Ansehen des Hauses wurde durch gefälschte Erzeugnisse herabgemindert. 1999 verkauften die Schwestern 51 Prozent des Unternehmens, das damals Waren für zirka 300 Millionen Franken jährlich umsetzte, an die Louis-Vuitton-Gruppe und an Prada (später übernahm LVMH die Prada-Anteile). Carla, die zweitjüngste der Schwestern, wurde Fendis Ehrenpräsidentin. In dieser Rolle widmete sie sich den schönen Künsten. Sowie ihrer Stiftung, die sie gegründet hatte, um die Handwerkskunst zu unterstützen. «Schönheit und Kultur sind lebenswichtiger Sauerstoff für unsere Welt», sagte die Wohltäterin, «in ihren Erhalt investiere ich meine Energie.» Carla Fendi ist diese Woche, nach langer Krankheit, achtzigjährig in Rom verstorben. *Mark van Huisseling*

«Entwicklung kennt keine Altersgrenze.»

Bettina Kurth  
Leiterin Human Resources Schweiz  
zum längeren, selbstbestimmten Leben

SwissLife

# Kauf dir eine Fake-News-Kampagne

Von Wolfgang Koydl — Was kostet Rufmord gegen einen Journalisten oder einen unerwünschten Politiker? Wie kann ich mir Twitter-Follower organisieren, die es gar nicht gibt? Auf dem Internet-Graumarkt floriert das Geschäft mit gefälschten Nachrichten und erfundenen Wirklichkeiten.

Es ist lange her, dass Amin el-Quttub als Korrespondent der jordanischen Tageszeitung *Al Rai* in Kairo arbeitete. Er war ein typischer arabischer Journalist seiner Generation, was man vor allem daran erkannte, dass er sich weniger dem Stil-Manual der *New York Times* verpflichtet fühlte als der Tradition von Scheherazades Erzählungen. Sein Berufsmotto: «Natürlich stimmt die Geschichte nicht. Aber es ist eine gute.»

El-Quttub übermittelte seine Geschichten per Telefon, das Internet existierte damals nur als vages Konzept in ein paar wenigen Hirnen. Entsprechend gering war die Wirkung, die el-Quttubs abenteuerliche Artikel hatten: Seine Leser staunten, lachten oder seufzten. Dann legten sie die Zeitung weg oder wickelten einen Salatkopf darin ein.

## So einfach wie bei Amazon

Heute sind «Tausendundeine Nacht» allgegenwärtig, nur dass sie nicht mehr Märchen heißen, sondern Fake News und schneller um den Globus rasen als jeder fliegende Teppich. Und vor allem muss man sich die wilden Geschichten nicht einmal mehr selber ausdenken: Man kann sie kaufen, von der Stange oder massgeschneidert.

Trend Micro, ein international operierender Anbieter von Software und Computersicherheit, hat erstmals den grauen Markt von Unternehmen untersucht, die alles im Angebot haben: vom «Like» auf der Facebook-Seite über die Schaffung virtueller Twitter-Follower, Rufmorde und Desinformation bis zu kompletten



Mengenrabatt gibt's selbstverständlich auch: Facebook-Likes auf Bestellung.



«Massendynamik»: Fake-News-Opfer Soros.

Kampagnen, mit denen man angeblich eine Wahl beeinflussen kann.

Auf 77 Seiten werden Firmen aus China, Russland, Indien und dem Nahen Osten beleuchtet – komplett mit Preislisten: 100 neue Instagram-Freunde gibt es für umgerechnet 40 Rappen, für 600 Franken erscheint ein Video auf der Homepage von Youtube, und für noch immer relativ preiswerte 400 000 Franken

## Neu ist, dass heute kleinste Ursachen ungeahnte Auswirkungen haben können.

kann man eine Wahlkampagne kaufen. Das Shoppen ist so einfach wie bei Amazon: mit einem Klick in den Einkaufskorb. Mengenrabatt gibt's selbstverständlich auch.

Die meisten einschlägigen Anbieter finden sich in China und in Russland. Das chinesische Unternehmen Weixinvips und die russische Firma Siguldin spezialisieren sich auf die Manipulation von Online-Abstimmungen; 118t Negative News und Weberaser tilgen unerfreuliche Informationen aus dem Netz, Fake News eingeschlossen. Bei Xiezuobang und ANJ, der «Agentur für unabhängigen Journalismus»,

lassen sich Lohnschreiber buchen, die Artikel auf Wunsch verfassen.

Im Angebot sind auch Rufmorde: Für 2700 Dollar pro Woche kauft man 50 000 Retweets und 100 000 Visits auf Twitter, Facebook oder Instagram, in denen die Zielperson herabgewürdigt wird. Für die gleiche Summe kann der Angreifer ein Video mit negativem Inhalt erwerben und es auf Youtube «trenden» lassen. Ein Schnäppchen für 240 Dollar sind 200 000 automatisierte Bot-Messages, die das Twitter-Konto des Opfers fluten. Bei einem Preis von 3000 Dollar auch erschwinglich sind 12 000 aus der Luft gegriffene Behauptungen und Kommentare einer empörten Internetgemeinde.

## Täuschend echter Auftritt

Nun sind erfundene Geschichten in den Medien nicht erst mit dem Internet entstanden. Orson Welles' Radiohörspiel «The War of the Worlds» über eine Invasion von Ausserirdischen löste 1938 einen Wirbel aus. Und Donald Trump ist nicht der erste Politiker, der mit manipulierten Fakten operiert. Otto von Bismarck spielte 1870 ein verfälschtes Telegramm (Emser Depesche) der Presse zu, um Frankreich zur Kriegserklärung an Preussen zu treiben.



«Scharia in Deutschland.»

Neu ist, wie die Autoren der Studie festhalten, dass mit den technologischen Möglichkeiten von heute kleinste Ursachen ungeahnte Auswirkungen haben können: «Sehr wenige Personen können die Meinung eines grösseren Publikums beeinflussen und manipulieren.» Darüber hinaus erlaube die «Massendynamik» sozialer Netzwerke eine viel schnellere Verbreitung der Falschinformationen denn je.

Ganz allgemein sprächen sich Lügen unter Menschen schneller herum als Wahrheiten, vor allem dann, wenn sie an niedrigere Instinkte appellierten, schreiben die Forscher. Dass sich so schnell so viele Personen auch augenscheinlichen Unsinn zu eigen machen, erklären sie mit den in den fünfziger Jahren durchgeführten «Konformitätsexperimenten von Asch». Sie belegten, dass sich Testpersonen eher einer offenkundig falschen Meinung einer Mehrheit anschlossen, als zu ihren eigenen, richtigen Einsichten zu stehen.

Getürkte Meldungen und Storys tauchen auf einer Website auf, die sich als seriöses Medium tarnt oder einen authentischen Internetauftritt

täuschend echt nachahmt. Nur die Adresse unterscheidet sich leicht vom Original, etwa die Website ABCNews.com.co. Sie verbreitete die mehr als zwei Millionen Mal auf Facebook geteilte Lüge, dass Präsident Barack Obama den täglich von Amerikas Schülern geleisteten Treueeid auf die Verfassung abgeschafft habe. Nur der Zusatz .co unterscheidet die Lügen-Site vom Internetauftritt des echten Senders ABC.

Berüchtigt war im US-Wahlkampf die Meldung, laut der ein FBI-Agent, der in Hillary Clintons E-Mail-Affäre verwickelt gewesen sein soll, unter mysteriösen Umständen tot aufgefunden worden sei. Alles an der «Sensationsnachricht» war falsch – angefangen bei der Quelle: Eine Zeitung namens *Denver Guardian* hat es nie gegeben, ihr Name tönt ähnlich wie *Denver Post*.

«Wenig Interesse an der Wahrheit»

Dennoch wurde der Post 586 000-mal auf Facebook geteilt und erhielt 15,5 Millionen Klicks. Ähnlich verhielt es sich mit der von den Online-Diensten 4chan und Reddit verbreiteten Ente, laut der Hillary Clinton vom Keller der Pizzeria «Comet Ping Pong» aus einen Kinderpornoring betreibe. Der Beweis: «Comet Ping Pong» habe dieselben Initialen wie «child pornography». Eine Umfrage ergab, dass 14 Prozent aller Trump-Sympathisanten die Story für wahr hielten, weitere 32 Prozent waren «nicht sicher», ob nicht doch etwas dran sein könnte.

Noch niederschmetternder war eine Erhebung der Universität Stanford unter Schülern und Studenten. Untersucht wurde die Fähigkeit, Informationsquellen korrekt zu bewerten. Die Forscher waren «schockiert» angesichts der «verblüffenden und erschreckenden Beständigkeit», mit der die Probanden nicht einmal in der Lage waren, Werbung von Artikeln zu unterscheiden.

Sehr erfolgreich ist die Verbreitung von Fake News über Facebook. Da dessen Algorithmus auf «Likes» und «Shares» reagiert und alle Einträge gleich gewichtet werden, finden solche Artikel oft ihren Weg auf legitime Nachrichten-

portale. Dazu gehörten falsche Trump-Zitate sowie Horror-Storys von der Einführung der Scharia in Deutschland, der Unterstützung von Papst Franziskus für Donald Trump und eine dem Financier George Soros unterstellte Behauptung, er wolle mit Hilfe radikaler Schwarzer die US-Regierung stürzen.

Facebook hat 1,8 Milliarden Mitglieder – alles potenzielle Empfänger solcher Informationen; 44 Prozent aller erwachsenen Amerikaner beziehen ihre Nachrichten ausschliesslich auf diesem Weg. Umso erstaunlicher mutet die Bemerkung von Facebook-Chef Mark Zuckerberg an, laut der 99 Prozent aller auf seiner Website verbreiteten Geschichten faktisch korrekt seien.

Nicht immer sind Fake News politisch, aber meistens bringen sie ihren Urhebern Geld. Ein Betreiber fragwürdiger News-Sites in Los Ange-



«Explodierende Zimtschneckendose.»

les erklärte im US-amerikanischen Sender National Public Radio, dass er Werbeeinnahmen von bis zu 30 000 Dollar im Monat kassiere – aufgrund der hohen Klickzahlen. So generierte etwa die reisserische Geschichte «Frau gewinnt Lotterie und kackt auf Schreibtisch des Chefs» 1,7 Millionen «Likes» auf Facebook, es folgen «Beim Ladendiebstahl: Zimtschneckendose explodiert im Hintern eines Mannes» und «Mann schießt sich bei Selfie mit einer Pistole versehentlich Penis ab».

Die Trend-Micro-Studie legt überzeugend dar, dass Fake News weiter existieren werden: Sie seien billiger als Werbekampagnen; anonymer, weil sich der Auftraggeber hinter einer vermeintlichen Massenbewegung verstecken könne; und paradoxerweise glaubwürdiger als Reklame, weil die Botschaft von Menschen wie du und ich verbreitet zu werden scheine. Es gebe nur einen Schutz: Jeder einzelne Nutzer müsse genauer hinschauen und kritischer urteilen.

Vermutlich ein frommer Wunsch. «Die Leute haben überraschend wenig Interesse an der Wahrheit», sagt der Texaner Eric Tucker, der im US-Wahlkampf selbst eine Fake-News-Welle über angeblich bezahlte Anti-Trump-Demonstranten ausgelöst hatte. «Es interessiert sie nur, was ihrem eigenen Anliegen nutzt.»

Fake News: Die Preisliste

- 100 Dislikes auf Youtube: 1.70 Dollar
- 100 Likes auf Youtube: 2.60 Dollar
- Pushen eines Youtube-Videos: 3 Dollar für 1000 Klicks, 999 Dollar für eine Million Klicks.
- 500 Follower auf Weibo (Chinas Twitter): 3.60 Dollar
- 10 000 Follower: 44 Dollar
- 1 Million Likes auf Instagram: 17 Dollar.
- Verfassen eines Artikels (500 Worte): 15 Dollar.
- Verbreitung des Artikels: 72 Dollar (Provinz), 116 Dollar (national).
- Diskreditierendes Video: 2500 Dollar.
- Fluten eines Twitter-Kontos mit 200 000 Bot-Messages: 240 Dollar.
- News Story mit 50 000 Retweets und Likes: 2700 Dollar.
- Schaffung einer falschen Celebrity mit 300 000 falschen Followern: 2600 Dollar.
- Posting von 12 000 negativen Kommentaren: 3000 Dollar.
- 20 Youtube-Videos mit Fake News für ein Zielpublikum: 10 000 Dollar.
- Fake News für eine bestimmte Bevölkerungsgruppe: 35 000 Dollar.

# Postwahrheit? Reiner Blödsinn

Von Roger Scruton und Doriano Strolago (Illustration) — Nur ahnungslose Akademiker und Donald Trump sehen keinen Unterschied zwischen Tatsachen und Lügengeschichten.

Seit es Politiker gibt, haben diese gelogen, geschwindelt und getäuscht. Wie Falschmeldungen hergestellt werden, dieser Prozess hat sich im Lauf der Zeit allerdings verändert, da die entsprechende Maschinerie immer raffinierter geworden ist. Statt einfach zu lügen, lässt man Dinge von Spindoktoren schönreden, Unaufrichtigkeit versteckt sich hinter so modischen Begriffen wie «newspeak» und «doublethink». Doch auch wenn Ehrlichkeit oft die beste Strategie ist, beruht Politik auf den Meinungen der Leute, und deshalb ist das Manipulieren von Meinungen so wichtig. Für Platon war Wahrheit das Ziel der Philosophie und die letztgültige Richtlinie für die Disziplinierung der Seele. Doch sogar er räumte ein, dass die Menschen nicht zu viel Wahrheit vertragen würden und dass Regierungen, um den Frieden zu wahren, deshalb auf «edle Lügen» zurückgreifen müssten.

## Denken in 140 Zeichen

Dennoch weisen Kommentatoren darauf hin, dass sich in den letzten paar Jahren etwas verändert habe. Nicht dass Politiker keine Lügen mehr erzählten oder nicht mehr vorgeben würden, dass die Dinge anders lägen, als sie tatsächlich liegen; nein, sie sprechen vielmehr so, als gebe es keinen Unterschied zwischen Tatsachen und Lügengeschichten. «Wir leben in einer Welt der Postwahrheit», wird mantraartig wiederholt.

Eben sind zwei einschlägige Bücher mit dem Titel «Post Truth» («Postwahrheit») erschienen, das eine von Matthew d’Ancona, das andere von Evan Davis, zwei wortgewaltigen Autoren mit dringlichen Botschaften für unsere Zeit. Für d’Ancona erklärt die Kultur der Postwahrheit vieles von dem, was ihn im öffentlichen Leben stört, nicht zuletzt die Wahl von Präsident Trump und der Ausgang der Brexit-Abstimmung. Evan Davis sieht die Dinge ähnlich und spricht von «peak bullshit», also «Spitzenquatsch». Die Grenzen zwischen wahr und falsch, Sinn und Unsinn, Meinung und Wirklichkeit, Gedanken und Quatsch seien ausradiert worden, und niemand wisse, wie man sie wieder ziehen könnte.

Das ist für diejenigen, denen der Brexit auf dem Magen liegt, eine von dessen möglichen Erklärungen: Gibt es keine Wahrheit, dann sind Meinungen nicht mehr richtig oder falsch, sondern nur noch Meinungen von dir oder mir, uns oder den anderen. Und da es bei der Brexit-Abstimmung um Identität ging,



Man könnte Nietzsche die Schuld geben.

war klar, dass «wir» gewinnen würden gegen diejenigen, die glaubten, es gebe immer noch etwas zu diskutieren. Und was die sogenannten Experten anging: Warum sollten wir auf sie hören, da sie ihre Argumente in Worte fassen, die ohnehin nicht mehr zutrafen? Denn sie taten ja so, als gebe es eine objektive Faktenlage, auf die wir alle uns einigen könnten.

Ich bedaure, dass ein so intelligenter und einfallsreicher Autor wie Matthew d’Ancona den Ausgang der Brexit-Abstimmung auf diese Weise abtun will. Doch in Sachen Präsident Trump ist an d’Anconas Argumentation etwas dran. Trumps Denken scheint in seinem Wesen bestimmt zu sein durch die 140 Zeichen eines Tweets; ausserdem unterscheidet dieser erstaunliche Mensch nicht zwischen wahr und falsch und geht von der Voraussetzung aus, dass dies auch sonst niemand tue.

Sollte das FBI nachweisen, dass Trump mit den Russen zusammengearbeitet hat, um den Ausgang der Präsidentschaftswahlen zu manipulieren, wäre dies für ihn keine Tatsache, sondern nur «fake news» und somit nicht von grösserem Gewicht als seine selbstgebastelten Mitteilungen, die ausserdem den Vorteil haben, nur 140 Zeichen lang zu sein, weshalb wir sie rasch gelesen haben und uns dann anderem zuwenden können. (Meiner Ansicht nach haben Wladimir Putin und Recep Erdogan in Sachen Postwahrheit Trump übrigens einiges voraus.)

## Marx war viel wichtiger

Dem könnte man entgegnen, Trump sei eine Abweichung von der Norm, und die Vorstellung von einer Postwahrheitskultur, deren einen beunruhigenden Vertreter er verkörpere, sei ihrerseits nichts als eine Erfindung, ein



Beispiel für «fake news». Weder d'Ancona noch Davis argumentieren so, und es gibt gute Gründe dafür, ihnen zuzustimmen. Das Konzept der Wahrheit ist in den letzten Jahrzehnten das Opfer massiver Cyberangriffe geworden und hat sich davon noch nicht erholt.

Der bisher letzte Angriff kam aus den sozialen Medien, welche das Internet in einen Hexenkessel meist anonymen, brodelnden Meinungen verwandelt haben, in dem Menschlichkeit und Wahrheit keine Chance haben gegen Bösartigkeiten und Fantastereien aller Art. Mr Trump ist ein Geschöpf der sozialen Medien, und er benutzt sein Smartphone geschickt, um all die Hürden zu umgehen, die errichtet wurden, um zu verhindern, dass jemand wie er ein hohes Amt bekleiden kann.

Noch haben wir uns damit nicht abgefunden und auch nicht damit, wie heftig die sozialen Medien die Praxis vernünftiger Argumentation beschädigt haben. Vielleicht entwickelt ja je-

## Politiker wollten, dass wir Dinge für wahr hielten, von denen sie selbst wussten, dass sie nicht stimmten.

mand eine Software, die sich durch das System wühlt und systematisch alles Falsche und Zerstörerische löscht. Doch selbst wenn das gelänge, wären damit die Schäden der früheren grossen Cyberattacke noch nicht behoben, welche durch die Intellektuellen verursacht wurden, als diese die Vorstellung von Wahrheit über Bord warfen, da sie einer akademischen Karriere hinderlich war.

Es ist d'Ancona hoch anzurechnen, dass er erkennt, dass die Postwahrheits-Welle schon zehn Jahre vor dem Internet durch die Akademikerwelt geschwappt war, diese mit unlesbarem Quatsch von Gilles Deleuze und Jean Baudrillard überflutete und dafür sorgte, dass kein Student der Geisteswissenschaften je wieder ein Buch zum Vergnügen lesen würde.

Man könnte Nietzsche die Schuld geben, dessen Aussage: «Es gibt keine Tatsachen, nur Interpretationen», ihn zur höchsten Autorität postmoderner Akademiker gemacht hat. Doch Nietzsches Aphorismus ist ein blosses Paradox, auf dem sich nichts aufbauen lässt. Da war Marx viel wichtiger, der in seiner Theorie der Ideologie formulierte, dass Macht ein stärkerer Antrieb politischen Denkens sei als die Wahrheit. Das Ergebnis seiner Theorie war: «Mein Denken ist wissenschaftlich, deines ideologisch; meine Stimme ist die wahre Stimme der Geschichte, deine Stimme diejenige des falschen Bewusstseins der Bourgeoisie.» Noch destruktiver war freilich Michel Foucault, welcher Marx' Theorie der bürgerlichen Ideologie erkenntnistheoretisch und kulturkritisch erweiterte: Nach ihm ist sie ein Gewebe aus Konzepten und Argumenten, welches die herrschende Klasse über die Gesell-

schaft breitet, damit jede Stimme sich nur noch dieser Begriffe zu bedienen vermag.

Das war die in den siebziger und achtziger Jahren dominierende Denkweise in den Geisteswissenschaften, und sie taucht jetzt wieder auf bei den Vertretern der britischen Momentum-Bewegung. Sie war prägend für die Position der polytechnischen Linken, die der Ansicht waren, Ideen, Überzeugungen und Argumente sollten nicht nach ihrem Wahrheitsgehalt beurteilt werden, sondern danach, welche Klasse, Vorherrschaft und Machtstruktur in ihnen zum Ausdruck komme. So war die entscheidende Frage an einen Gegner nicht: «Was sind deine Argumente?», sondern: «Von welcher Position aus sprichst du?». Für mich war das der Beginn der Postwahrheitskultur.

Doch jetzt ist ein bisschen Realismus angebracht. Politik ist die Kunst des Formens und Manipulierens von Meinungen. Wenn Menschen sich durch raffinierte Werbung, verlogene Versprechungen und betäubende Slogans beeinflussen lassen, dann nur deshalb, weil tief in ihrem Bewusstsein noch eine Vorstellung von Wahrheit sitzt. Unterm Strich folgen wir alle einem inneren Realitätsprinzip und ändern unsere Ansichten, wenn diese offensichtlich widerlegt worden sind. Einzig Leute, die in Sozialwissenschaftsinstituten dahinvegetieren und sich in den verschwurbelten Werken von Gilles Deleuze, Alain Badiou und Jürgen Habermas verloren haben, glauben nach wie vor, es gebe keine Wahrheit und deshalb auch keine wesentlichen Meinungsunterschiede.

Deshalb sollten wir uns bei der Betrachtung der Brexit-Abstimmung von der Wahrheit leiten lassen. D'Ancona beharrt darauf, dass die Debatte nicht auf dem höchsten Niveau geführt worden sei und dass Vertreter des Ausstiegs Experten als blossen Experten abgetan hätten, die nicht zählten, da sie noch an Tatsachen glaubten.

### Entscheidungen mit einem einzigen Klick

Wir sollten uns aber die Geschichte der EU in Erinnerung rufen und die Art, wie Grossbritannien Mitglied davon wurde. Wir wurden eingeladen, uns an einer «Zollunion» zu beteiligen, einem «gemeinsamen Markt», und niemand sagte, wir sollten unsere nationale Souveränität aufgeben, unsere Grenzen öffnen und uns einer neuen Gesetzesordnung unterwerfen, die uns von ausserhalb des Vereinigten Königreichs auferlegt würde ohne Rücksicht auf Parlament und britisches Gewohnheitsrecht. Man tischte uns damals eine gewaltige Lüge auf, und zwar nicht im Sinne von Postwahrheit, sondern das taten Politiker, die uns gezielt hinter das Licht führen wollten, die wollten, dass wir Dinge für wahr hielten, von denen sie selbst wussten, dass sie nicht stimmten. Das war der grosse Verrat von Sir Edward Heath, und das werfe ich ihm bis heute vor.

## DIE SCHÖNSTEN ORTE DER WELT

### US-Westküste

**Christa Rigozzi, Moderatorin**

Ich verbringe jeden Sommer einen Monat in den USA, besonders liebe ich die Westküste. Da wäre die Wüste mit Kakteen, wenn man von Las Vegas ins Death Valley fährt (in der Furnace-Creek-Ranch übernachten!). Dann am Ozean entlang, den Highway 1 von San Francisco nach Monterey nehmen, Hotspot: der 17-Mile Drive. Und man muss in die Canyons! Zum Grand Canyon empfehle ich einen Helikopterflug mit Papillons (im Vorfeld buchen), dann einen Abstecher in den Zion National Park. Auch gut: eine Weidegustation im Temecula Valley auf dem Weg von Palm Springs nach San Diego – und: Surfen in Pacific Beach.



Unabhängig davon, ob man Volksentscheide befürwortet oder nicht (ich selbst halte davon so wenig wie von Petitionen im Web und dem Verbreiten politischer Entscheidungen über Twitter), ist klar, dass es bei der Brexit-Abstimmung nicht um Wirtschaft ging, sondern um Identität, und dass die Mehrheit der Bevölkerung deshalb so abstimmte, wie sie es getan hat, weil das Parlament sich geweigert hatte, ihre grundsätzlichen Bedenken hinsichtlich der EU-Mitgliedschaft zu diskutieren. Diese Reaktion hatte nichts mit Postwahrheit zu tun, sondern war eine Forderung an die Politiker, die Wahrheit ernst zu nehmen.

Recht hat d'Ancona, wenn er sagt, alle Volksentscheide würden den politischen Prozess auf eine einzige Frage einengen und zwingen uns, in den Begriffen «Ja» und «Nein» zu denken statt in andern wie «Vielleicht» oder «Ja, mit gewissen Einschränkungen». Wir wurden nicht aufgefordert, über die wirkliche Lösung des Souveränitätsproblems zu befinden, welche darin bestünde, den alten Vertrag zu zerreißen und einen anderen aufzusetzen, in welchem die nationalen Interessen aller Vertragspartner neu bedacht werden könnten. Und damit sind wir auch bei dem Problem angelangt, das d'Ancona am heftigsten zu schaffen macht: der Veränderung der menschlichen Psyche durch die sozialen Medien und dem daraus folgenden Glauben, man könne über schwierigste und schwerwiegendste politische Fragen mit einem einzigen Klick entscheiden.

Roger Scruton, 73, ist Schriftsteller, Philosoph und gilt als der führende konservative Denker Grossbritanniens. Er war Professor an der Boston University und am Institute for the Psychological Sciences in Arlington, Virginia. Er hat über 30 Bücher publiziert.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

## Jauchzer der Solidarität

Von Christoph Mörgeli

65 000 afrikanische und arabische Migranten haben seit Jahresbeginn Italien erreicht. Auf die Reise schicken die Familienclans die körperlich fittesten unter den jungen Männern. Der deutsche Bundesentwicklungsminister Gerd Müller warnt vor 100 Millionen Menschen aus Afrika. Hierzulande erreichen die Folgekosten des Asylwesens mittlerweile die Gemeinden – die Sozialkosten für die «vorläufig Aufgenommenen» sind nicht mehr zu stemmen. Höchste Zeit also, dass etwas geschieht.

Und das geschieht: Die profitierenden Hilfswerke starten grossangelegte Imagekampagnen mit Vorzeigeflüchtlingen. Derzeit vernehmen wir über die «Menschen auf der Flucht» nur Schönes, Edles und Gutes. Die *Coopzeitung* berichtet über den afghanischen Teenager Hamid: «Cool sieht er aus mit seiner grünen Baseballjacke und dem ins Gesicht fallenden Haar.» Er hat ein Zuhause bei einer Pflegefamilie gefunden und meint schnörkellos: «Hier habe ich die Chance, zur Schule zu gehen, etwas zu lernen und irgendwann meiner Familie zu helfen.»

Fürs *Migros-Magazin* hat Cisse Sekou von der Elfenbeinküste «sein kreatives Händchen für Textilien entdeckt». Nun arbeitet der 27-Jährige an einer Karriere als Modedesigner, denn «er möchte dem Gastland mit Schere, Charme und Massband etwas zurückgeben». In der Fernsehshow «Grüezi Schweiz» erleben wir mit der netten Syrerfamilie Al Sheikh den Ramadan. In «10 vor 10» begleiten wir den dreissigjährigen Palästinenser Yousef Abujarad bei der Arbeitssuche als Kameramann und Reporter: «Ich möchte hier etwas Positives machen, eine positive Rolle spielen.» Unterstützt wird der abgewiesene Asylbewerber mit Dauerbleiberecht vom Hilfswerk Heks.

Wir Steuerzahler tragen denn auch zu vier Fünfteln die neueste Heks-Kampagne «Farbe bekennen für eine menschliche Schweiz». In verschiedenen Workshops werden laut Zeitschrift *Reformiert* Asylbewerber in die Disziplinen Jodeln, Jauchzen, Alphornblasen und Schwingen eingeführt. Zum Abschluss gab's ein «urchig-urbanes Älplerfest» auf dem Berner Bundesplatz. «Wir spielen bewusst mit den Traditionen, indem wir aufzeigen, dass die hier vorgestellten Bräuche gar nicht mal so typisch schweizerisch sind.» Vor allem spielen die Hilfswerker bewusst mit unserer Hilfsbereitschaft. Eine gewisse Naivität mag typisch schweizerisch sein. Nicht aber eine grenzenlose Dummheit.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

## Wird Kohl von den Toten auferstehen?

Von Peter Bodenmann — Die angeblich linke, faktisch den Grünen nahestehende deutsche *Taz* liefert das beste Titelblatt seit langem.



Motto: Im Zweifel immer noch erfrischend frisch, aber leider weder analytisch noch selbstkritisch.

Helmut Kohl hatte seinen Bruder im Krieg verloren. Für ihn durfte von deutschem Boden nie mehr Krieg ausgehen. Seit mehr als sechzehn Jahren führen die Deutschen Krieg in Afghanistan. Resultat: Das Land versinkt im Chaos. Trotzdem will der neue deutsche Bundespräsident aufrüsten. Kohl hätte verhandelt. Auch mit den Taliban. Und notfalls Milliarden über den Tisch geschoben, damit die Gotteskrieger der Versuchung zum Frieden nicht hätten widerstehen können.

Für Kohl war die Akropolis ein Stück Heimat. Im Gegensatz zu Schäuble hätte Kohl die Griechen nicht ausbluten lassen. Sondern einen Teil der Schulden gestrichen. Und den Rest langfristig zu Nullzinsen refinanziert. Denn für den Pfälzer Kohl war Geld Bimbes. Für seinen Berater Horst Teltschik ist klar: Wenn Gorbatschow für die DDR 100 Milliarden verlangt hätte, der Bimbes wäre geflossen.

In der Ära Kohl betrug der steuerliche Spitzensatz 53 Prozent. Erst Schröder, Fischer und Co. haben die Reichen massiv entlastet. Und wurden im Nachgang von ihnen reich belohnt. Kohl hauste bis zum seinem Tod in Strickjacke in seinem leicht «verjastem» Bungalow. Er und Norbert Blüm hätten nie so etwas wie Hartz IV gemacht.

Die EU braucht einen Finanzausgleich zwischen wirtschaftlich starken und wirtschaftlich schwachen Regionen. Sonst funktioniert das

Ganze mit dem Euro auf Dauer nicht. Unter einem Kanzler Kohl wären Eurobonds oder Ähnliches längst europäische Realität. Schleichend, hintenrum und deshalb erfolg- und folgenreich.

Das ganze politische Spektrum hat sich seit dem Sieg von Schröder über Kohl nach rechts verschoben. Sozialdemokraten und Grüne haben die CDU vom Typ eines Helmut Kohls rechts überholt. Und Martin Schulz kann und will die Schatten dieser unsozialen Vergangenheit nicht hinter sich lassen. Deshalb ist sein Zug schon wieder entgleist.

Im Gegensatz zu Martin Schulz hat Jeremy Corbyn Erfolg. «Bartli» Corbyn legt – wie Bernie Sanders und Jean-Luc Mélenchon – die alten linken Evergreens auf: Bildung muss gratis sein. Der Staat Bahnen und Wasserversorgung wieder verstaatlichen. Löhne und Renten sollen steigen. Die Reichen und die Superreichen endlich wieder mehr Steuern bezahlen. Alles neu aufgemischt mit etwas Ökologie.

Der verstorbene Helmut Kohl ist schon lange politisch tot. Genau wie die christliche Soziallehre und mit ihr die soziale Marktwirtschaft. Katholiken glauben an die Auferstehung von den Toten. Wenn die Linke endlich erwacht, werden die Kohls wieder spriessen.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

## That's the story

Von Kurt W. Zimmermann — Das sogenannte Storytelling hat inzwischen auch den Bundesrat infiziert.

Es war die kitschigste Story, die wir Journalisten seit langem zu hören bekamen. Sie stammte von Bundesrat Didier Burkhalter.

Aussenminister Burkhalter lud letzte Woche die Journalisten zur Medienkonferenz. Dann tischte er ihnen seinen Kitschroman auf. Thema war Psalm 172, 2: «Den Seinen gibt's der Herr im Schlaf.»

Am Samstagabend, so erfuhren nun die Journalisten von Burkhalter, ging er zu Bett. Aha. Am Sonntagmorgen schlug er dann seine Augen auf. Aha. Blitzschnell überkam es ihn nun wie eine Erleuchtung. Burkhalter wörtlich: «Es war mir schon beim Aufwachen glasklar, dass ich den Rücktritt einreiche.»

Ich denke, dass nur sehr naive Journalisten diese Bettgeschichte glaubten. Die meisten wussten, dass sie der Bundesrat gemeinsam mit seinen Kommunikationsprofis fabriziert hatte. Die meisten wussten auch, dass Burkhalter schon immer ein talentierter Märchenonkel war. Unvergessen ist etwa seine Fabel, dass er ein chancenreicher Nachfolger von Uno-Generalsekretär Ban Ki Moon sei.

Dennoch gaben die Medien die schlafwandlerische Burkhalter-Story willig wieder, als wäre es pure Wahrheit und reine Lauterkeit. Sie waren ihm dankbar für seine Show.

Damit wären wir bei einem Megatrend der Medienbranche. Der Megatrend heisst Storytelling.

Presse und Fernsehen, so die Branchenmeinung, haben als Vermittler von Fakten ausgedient. Die Fakten stehen heute sekundenschnell auf den News-Seiten der Internetportale. Fakten sind dadurch konfektioniert und journalistisch zweitrangig geworden. Die Zeitungs- und TV-Journalisten müssen darum die Geschichten hinter den Fakten erzählen, die hintergründigen Storys, warum es so kam, wie es kam. Nur narrativ können sie sich noch von der Konkurrenz unterscheiden.

Überall, von *Blick* bis *NZZ*, haben die Redaktionen darum gutdotierte Storytelling-Teams aufgebaut. Sie sollen den Geschichten den nötigen Dreh verleihen, vor allem auch multi-medial.

*Tell me a good story.* Der zunehmende Zwang zum Erzählen setzt die Journalisten unter Druck. Sie müssen unbedingt die Geschichten hinter den Fakten finden, um sich als begabte Storyteller zu profilieren. Natürlich hat auch die Gegenseite diesen Trend längst realisiert. Politiker und Manager liefern den Medien gerne die modernen Märchen, die sie



Wie eine Erleuchtung: Aussenminister Burkhalter.

zuvor mit ihren PR-Bediensteten gedrechselt haben.

Ein schönes Beispiel dafür war kürzlich auch der Rücktritt des grünliberalen Präsidenten Martin Bäumle. Er trat vor die Journalisten und präsentierte ihnen die hübsche Story, wie er von seinem Herzinfarkt genesen sei und sich jetzt einer fabulösen Form erfreue – er sei «fitter als jemals zuvor». Am nächsten Tag waren die Medien voll von Elogen auf die wundersame physische Verfassung des Politikers.

### Mühsam, aber erhellend

Dass der körperlich erweckte Bäumle seine Partei in die Bredouille geritten hatte, blieb kaum mehr ein Thema, ebenso wenig wie es nun zum Thema wurde, dass der morgendlich erweckte Didier Burkhalter einer der schwächsten Bundesräte seit langem war. Gib ihnen eine gute Story, heisst die Regel, und sie vergessen umso lieber den schlechten Rest.

Früher gab es die sogenannte Recherche. Wenn etwa ein Politiker zurücktrat, versuchten die Journalisten die Gründe dafür herauszufinden. Sie redeten mit diversen Quellen, um sich ein eigenes Bild zu machen. Das war mühsam, aber oftmals erhellend.

Inzwischen ist das viel einfacher geworden. Didier Burkhalter hatte im Schlaf eine Erleuchtung. Am nächsten Tag lesen wir alles über die Erleuchtung. *That's the story.*

## Müllers Millionen

Von Henryk M. Broder — Bald kommen die Klimaflüchtlinge.

Es ist nicht gerecht, dass die deutschen Medien ihre Augen und Ohren immer wieder auf zwei Minister im Kabinett von Angela Merkel richten: Wolfgang Schäuble, den Finanzminister, und Heiko Maas, den Minister für Justiz und Verbraucherschutz. Das hat natürlich gute Gründe. Schäuble verwaltet die Milliarden, die der Staat einnimmt und ausgibt. Die *Bild*-Zeitung schrieb neulich, der Minister «schummelt bei [der] Griechen-Rettung», weil er die Kosten der teuren Aktion «aus Wahlkampf und Bundestag heraushalten» will. Ein schwerer Vorwurf, der unwidersprochen blieb. Justiz- und Verbraucherschutz-Minister Maas steht ebenfalls im Fokus der Kritik. Das von ihm vorgelegte «Netzdurchsetzungsgesetz», mit dem er «fake news» und «hate speech» aus dem Internet verbannen möchte, sei, so der Wissenschaftliche Dienst des Bundestages in einem Gutachten, verfassungswidrig, weil die Begriffe «weder erläutert noch definiert» würden. Kein Kompliment für einen Juristen im Amt des Justizministers.



So kommt es, dass einige Minister nicht die Aufmerksamkeit erfahren, die sie verdienen. Gerd Müller zum Beispiel, Minister für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung. Früher hiess das Ressort «Ministerium für Entwicklungshilfe», wurde aber umbenannt, um die «Partner» in den Entwicklungsländern nicht zu kränken. Man arbeitet lieber zusammen. Minister Müller hat vor kurzem eine Rede im Bundestag gehalten, in der er unter anderem den bemerkenswerten Satz sagte: «Glauben Sie nicht, dass wir auf die Dauer unseren Wohlstand auf dem Rücken Afrikas und der Entwicklungsländer leben können, ohne dass die Menschen zu uns kommen und sich dann holen, was ihnen gehört.»

Wogegen ich nichts hätte, wenn als Erstes der Dienstwagen des Ministers dran wäre. Und erst vor ein paar Tagen legte Gerd Müller in einem Interview mit der *Bild am Sonntag* nach. «Wenn wir es nicht schaffen, die Erderwärmung auf zwei Grad zu begrenzen, werden in Zukunft bis zu 100 Millionen Menschen Richtung Norden wandern.» Denn inzwischen gibt es nicht nur Wirtschafts-, sondern auch Klimaflüchtlinge. Sie «wandern» in Richtung Norden, dem deutschen Minister für wirtschaftliche Zusammenarbeit entgegen. Damit er nicht mehr in das überhitzte Afrika reisen muss.



Beziehungen zur EU «normalisieren»: CVP-Magistratin Leuthard.

## Vorwärts zum Rahmenabkommen

Nach dem angekündigten Rücktritt von Aussenminister Didier Burkhalter will Bundespräsidentin Doris Leuthard das umstrittene Rahmenabkommen mit der EU unter Dach und Fach bringen.

Von Hubert Mooser

Es war ein Paukenschlag, der auch Bundespräsidentin Doris Leuthard unerwartet traf. Als ihr der Chef des Departements für auswärtige Angelegenheiten (EDA), Bundesrat Didier Burkhalter, am Dienstagabend letzter Woche ankündigte, er müsse sie am Mittwochmittag kurz sehen, dachte die CVP-Bundesrätin, Burkhalter wolle mit ihr Details zur bevorstehenden EU-Debatte im Bundesrat besprechen. Seit Leuthard zu Jahresbeginn angekündigt hat, dass sie in ihrem Präsidentschaftsjahr die Beziehungen zur EU «normalisieren» wolle, arbeiten die Bundespräsidentin und der Aussenminister besser zusammen als auch schon.

Es kam anders: Burkhalter stand pünktlich wie vereinbart bei Leuthard auf der Matte, drückte ihr sein Kündigungsschreiben in die Hand und rauschte gleich wieder davon. Um 14 Uhr hatte er einen weiteren Termin. Er traf

sich mit den Präsidenten von National- und Ständerat, denen er ebenfalls ein Exemplar des Rücktrittsschreibens aushändigte. Es sei Burkhalter ein Anliegen gewesen, das Wahlgremium des Bundesrates korrekt über seinen Rücktritt zu informieren, sagt Nationalratspräsident Jürg Stahl.

### Burkhalters Herzensanliegen

Wie weiter? Im Parlament und in der Öffentlichkeit ist durch den unvermittelten Abgang Burkhalters der Eindruck entstanden, mit der Demission des Aussenministers sei der Zankapfel Rahmenvertrag vom Tisch. Seit Didier Burkhalter 2012 das EDA von SP-Bundesrätin Micheline Calmy-Rey übernommen hat, steht der Neuenburger für die Weiterentwicklung der bilateralen Beziehungen und für ein institutionelles Rahmenabkommen mit der EU.

Prompt lief, nachdem er seinen Rücktritt verkündet hatte, auf allen Kanälen die gleiche Seifenoper: Burkhalter gehe, weil er keine Mehrheit für seinen Rahmenvertrag gefunden habe.

Das lag wohl auch an der Skepsis, welche FDP und CVP diesbezüglich in den letzten Wochen an den Tag gelegt hatten. Die Präsidentin des Freisinns, Petra Gössi, hatte in den letzten Wochen wiederholt kritisiert, der Bundesrat habe bisher keine Erklärung geliefert, weshalb und wozu man die seit Anfang 2014 laufenden Verhandlungen über ein Rahmenabkommen jetzt dringend unter Dach und Fach bringen müsse. Sie selber sehe keinen Grund zur Eile. Auch die Wirtschaft sei sehr zurückhaltend bei diesem Geschäft. «Wir sollten zuerst einmal abwarten, was sich beim Brexit zwischen Grossbritannien und der EU tut», sagt Gössi.

Auch CVP-Präsident Gerhard Pfister ist der Meinung, man müsse in dieser Angelegenheit vorerst gar nichts tun. «Zuerst sollten wir ein paar europapolitische Abstimmungen abwarten», rät der Zuger Nationalrat. Zu diesen zählt er die Abstimmung über die Selbstbestimmungsinitiative der SVP, die Ende 2018 oder Anfang 2019 zur Abstimmung kommen wird. Dieses Volksbegehren verlangt den Vorrang der Bundesverfassung vor völkerrechtlichen Verträgen.

Die pointierten Stellungnahmen Gössis und Pfisters sind nicht zuletzt parteitaktisch motiviert. Burkhalter selber sagte bei seiner Rücktrittsankündigung allen, die es hören wollten: Der Bundesrat habe europapolitisch nicht die derzeitigen Mehrheitsverhältnisse vor Augen, er richte seine Politik auf künftige Generationen aus. Mit anderen Worten: Der Bundesrat arbeitet weiter am Rahmenvertrag, ungeachtet der herrschenden politischen Stimmung im Lande.

### Leuthard führt Regie

Es ist offenkundig Bundespräsidentin Doris Leuthard, die jetzt im Europa-Dossier Regie führt. CVP-Parteichef Pfister relativiert: Leuthard wolle keinen Rahmenvertrag um jeden Preis. Sie wolle in einzelnen blockierten Dossiers substanzielle Erfolge erzielen. Zum Beispiel eine Weiterentwicklung des Abkommens über den Abbau technischer Handelshemmnisse, das für die Schweizer Industrie von grosser Bedeutung ist. Vor ihrer Fraktion, beim Essen nach dem Fraktionsausflug, liess sie aber unmissverständlich durchblicken, dass in Sachen EU-Politik jetzt etwas laufen müsse. Im trauten Gespräch mit CVP-Politikern merkte sie gleichzeitig an: Auch wenn der Vertrag bis Ende Jahr fertig verhandelt sei, werde die Paraphierung des Abkommens, also die Billigung des Vertrags, daraufhin noch etliche Monate dauern.

Anders als es diverse Zeitungen in den letzten Tagen beschrieben haben, ist die Mehrheit im Bundesrat immer noch für ein Rahmenabkommen. Leuthard ist dafür, Burkhalter sowieso, ferner auch Innenminister Alain Berset und Justizministerin Simonetta Sommaruga. Sogar Wirtschaftsminister Johann Schneider-Ammann stemmt sich dem Vernehmen nach nicht kategorisch gegen einen Rahmenvertrag – er will aber nicht den Europäischen Gerichtshof als Streitschlichtungsinstanz.

### Die Generallinie ist fixiert

Der Rahmenvertrag, wie von Burkhalter in den grossen Linien skizziert, werde keine wesentlichen Veränderungen erfahren, heisst es in Bern. An der dynamischen Übernahme von EU-Recht soll festgehalten werden, in Streitfällen entscheidet der Europäische Gerichtshof (EuGH). Neu dazugekommen ist in den letzten Wochen, dass nach einem Entscheid des EuGH gegen die Schweiz bei der Streitbeilegung allfällige Sanktionen der EU vor einem internationalen Schiedsgericht angefochten werden können.

Dass das Rahmenabkommen ein schwieriger Brocken sei, habe er immer gewusst, sagte Burkhalter vor den Medien in Bern. Wie heikel das Thema tatsächlich ist, bekam er letztmals in der Sitzung des bundesrätlichen EU-Ausschusses zu spüren. Diesem Gremium gehören Aussenminister Burkhalter, Wirtschaftsminister Schneider-Ammann und Justizministerin Som-

### «Zuerst sollten wir ein paar europapolitische Abstimmungen abwarten.»

maruga an. Die Sitzung fand am 9. Juni statt, zwei Tage bevor die fast schon legendäre Welle über den Aussenminister hereinbrach, die ihn zum Rücktritt motiviert habe. Die Gespräche im EU-Ausschuss seien sehr «animiert» gewesen, sagen gutinformierte Kreise.

Burkhalters Informationschef Jean-Marc Crevoisier betont auf Anfrage, dies sei beim Europa-Dossier nicht ungewöhnlich. Diesmal war die Situation aber besonders vertrackt. Es gab Zoff zwischen Schneider-Ammann und Sommaruga wegen der Verordnung zur Masseneinwanderungsinitiative. Die zweite Konfliktlinie verlief zwischen Sommaruga und Burkhalter über das anzuschlagende Tempo beim Rahmenabkommen. Sommaruga möchte auf die Bremse treten, weil sie sich wegen der bevorstehenden Verhandlungen über die roten Linien zum Rahmenvertrag Sorgen mache, sagen bundesratsnahe Kreise.

Konkret geht es Sommaruga um die Unionsbürgerrichtlinie. Diese Bestimmung ist für den Bundesrat inakzeptabel, weil er den Bürgern der am Binnenmarkt partizipierenden Staaten weitgehende Rechte einräumt. Sommaruga

habe kein Interesse daran, dass die Abstimmungskampagne über die SVP-Selbstbestimmungsinitiative mit einer politisch aufgeladenen Debatte über die Unionsbürgerrichtlinie und fremde Richter zusätzlich belastet werde. Nicht nach Burkhalters Geschmack war zudem die Tatsache, dass der Bundesrat weitere Kohäsionszahlungen an die EU von effektiven Verhandlungsfortschritten abhängig machen will. Burkhalter wolle der EU die Zahlung von weiteren 1,3 Milliarden Franken melden, sobald eine Deblockierung in allen relevanten Dossiers festgestellt werden könne.

### Ignazio Cassis: Weile statt Eile

Inwiefern verändert die Demission Burkhalters die europapolitische Marschroute des Bundesrats? Man darf sich keine Illusionen machen. Wer immer auf den scheidenden Neuenburger Magistraten folgt, er oder sie wird die momentanen Mehrheitsverhältnisse im Bundesrat nicht grundlegend verändern. Der Tessiner Nationalrat und FDP-Fraktionschef, Ignazio Cassis, umschiffert elegant die Frage, ob es einen Rahmenvertrag brauche. «Es gibt keinen Grund und keinen zeitlichen Druck, das institutionelle Abkommen nun voranzutreiben», sagt Cassis. «Der Bundesrat muss sich vielmehr auf die Lösung von Problemen konzentrieren, die in unserem Interesse sind.»

Sollte dereinst ein Verhandlungsergebnat vorliegen, so werde dieses gemäss den roten Linien der FDP geprüft. Worauf Bundesrats-Kronfavorit Cassis anspielt: Ein Entscheid des EuGH dürfe nicht zu einer automatischen Kündigung eines bilateralen Abkommens führen. Der EuGH solle nur EU-Recht in den Abkommen auslegen dürfen. Und der Fortbestand bisheriger Verträge müsse garantiert werden.

Ein anderer FDP-Bundesratsanwärter – wenn nicht für Burkhalter, dann für Schneider-Ammann –, der Appenzeller Ständerat Andrea Caroni, ist ebenfalls nicht grundsätzlich gegen ein solches Abkommen. Er macht seine Zustimmung aber vom Inhalt abhängig. «Ich bin gerne bereit, den bilateralen Weg weiterzuentwickeln, aber nur, wenn es für uns stimmt», sagt er. Im Luftverkehrsabkommen habe die Schweiz den EuGH bereits akzeptiert. Sein Ideal sei ein Schiedsgericht, in dem beide Parteien Einsitz nähmen.

Der Zürcher FDP-Nationalrat und Aussenpolitiker Hans-Peter Portmann vertritt die Auffassung: «Solange nicht bekannt ist, wie die Lösung zwischen der EU und Grossbritannien aussieht, darf die Schweiz keine neuen Verpflichtungen mit der EU eingehen.» Ein Gericht, das nicht paritätisch zusammengesetzt sei und das abschliessend Sanktionen verhängen könne, sei für die Schweiz mit ihrer direkten Demokratie inakzeptabel. Die St. Galler FDP-Ständerätin Karin Keller-Sutter ist glasklar in ihrer Antwort: Nein, es brauche keinen Rahmenvertrag. ○

### DIE SCHÖNSTEN ORTE DER WELT

#### Mitzpe Ramon

**Pierre Heumann, Nahostkorrespondent**

Mitzpe Ramon ist wohl eine Feriendestination in Israel, von der Sie noch nicht gehört haben. Schade – vor allem dann, wenn Sie die Wüste mögen, gerne in der Einöde wandern, zur Erholung vom Alltagsstress in der Einsamkeit Velo fahren wollen oder es lieben, im Geländewagen archaisch anmutende Landschaften und farbige Sandsteinschichten zu bestaunen. Immer wieder führen die Wege zum Machtesch Ramon, dem Erosionskrater, der als grösster der Welt gilt. Hier findet sich, was im Orient sonst so selten ist: Ruhe, Musse und Gelassenheit.



# Freisinnige Planwirtschaft

Wer regieren will, braucht regierungswillige Köpfe. Die FDP krankt daran, dass sich ihre besten Talente häufig ducken, wenn der Sesseltanz losgeht.

Von René Zeller



**Spitzenleute in der Defensive (v.l.):** FDP-Politiker Pascal Broulis (VD), Pierre Maudet (GE), Isabelle Moret (VD), Philippe Nantermod (VS), Martin Schmid (GR), Beat Walti (ZH), Andrea Caroni (AR), Karin Keller-Sutter (SG), Präsidentin Petra Güssi (SZ).

Didier Burkhalter hat seine Partei auf dem falschen Fuss erwischt. Mögliche FDP-Kandidaten für einen Bundesratssitz waren davon ausgegangen, dass Johann Schneider-Ammann vor seinem Neuenburger Amtskollegen demissionieren würde. Der Volkswirtschaftsminister hat im Februar das Pensionsalter erreicht. Also stellten sich die Papabili darauf ein, dass zuerst – spätestens 2019 – ein freisinniger Nachfolger aus der Deutschschweiz zu küren sein würde.

Jetzt, da der um acht Jahre jüngere Burkhalter die Reissleine gezogen hat, steht die FDP personalpolitisch unsortiert da. Nicht wahrhaben wollen ihre Strategen, dass mit SP-Bundesrat Alain Berset und dem SVP-Vertreter Guy Parmelin die Ansprüche der Westschweiz ausreichend abgedeckt sind. Die häufig genannten Kandidaten französischer Zunge, die Regierungsräte **Pascal Broulis** (Waadt) und **Pierre Maudet** (Genf) sowie die Waadtländer Nationalrätin **Isabelle Moret**, müssen, bei Lichte betrachtet, hintanstehen. Der junge Walliser Nationalrat und Schnellsprecher **Philippe Nantermod** hat in Bern noch nicht richtig Tritt gefasst.

## «Lateiner only»

Fatal ist die von Burkhalter herbeigeführte Gemengelage für mögliche freisinnige Bundesratskandidaten aus der Deutschschweiz. Der Imperativ der Parteileitung, dass «Lateiner only» erwünscht seien, manövriert gewichtige Anwärter unnötigerweise ins Abseits. Die FDP-Spitze stellt namentlich folgenden Parteifreunden ein Bein:

**Martin Schmid:** Der 48-jährige Bündner Ständerat sammelte vor seinem Sprung nach Bern während acht Jahren Exekutiverfahrung in der Regierung seines Heimatkantons. Als wirtschaftsnaher Rechtsanwalt verfiert er solide bürgerliche Standpunkte, wenn es nicht gerade um finanzielle Krücken für die Ferienecke Graubünden geht. Dass er Bundesratsformat hat, lässt sich schwerlich bestreiten.

**Beat Walti:** Auch der 49-jährige Zürcher Nationalrat hat das Zeug, sich als Bundesratsanwärter in den parteiinternen Wettstreit einzuklinken. Der Wirtschaftsanwalt steuerte die Zürcher FDP nach turbulenten Jahren als Präsident in ruhigere Gewässer. Eine Kandidatur zum jetzigen Zeitpunkt wäre ein Ausrufezeichen zugunsten des Kantons, der als Wirtschaftsmotor die Schweiz ankurbelt. Eine temporäre Zürcher Doppelvertretung wäre kein Unglück, zumal ein Rücktritt von Bundesrat Ueli Maurer spätestens 2019 spruchreif werden dürfte.

**Andrea Caroni:** Der 37-jährige Ausserrhodener Ständerat ist als ehemaliger Mitarbeiter von Finanzminister Hans-Rudolf Merz mit der Bundesverwaltung bestens vertraut. Als promovierter Staatsrechtler und FDP-Vizepräsident steht er gleichsam in der Warteschlange. Er hat nach der Rücktrittsankündigung Burk-

## Die FDP-Frauen haben sich faktisch selber aus dem Spiel genommen.

halters subito die weisse Fahne gehisst. Das fiel ihm gewiss schwer, war aber vorschnell. Die Ostschweiz ist zurzeit bundesratspolitisches Brachland. Doch Caroni reagierte, wie es seinem Landesteil entspricht: devot.

Wünschenswert wäre, dass wenigstens einer aus diesem Trio den parteiinternen Ungehorsam probt. Die Genannten könnten das Profil der FDP als unternehmerfreundliche Partei rechts der Mitte schärfen, mithin den von Burkhalter praktizierten Etatismus und Regulierungseifer konterkarieren. Personeller Wettbewerb belebt das Geschäft. Gerade die FDP sollte sich nicht im steifen Korsett zur anstehenden Bundesratswahl vortasten. Zurzeit stehen die Zeichen allerdings mehr auf personalpolitischer Planwirtschaft als auf offenem Wettstreit der wägst Köpfe.

Erschwerend kommt dazu, dass sich die FDP-Frauen faktisch selber aus dem Spiel genommen haben. Die St. Galler Ständerätin **Karin Keller-Sutter** war schon 2003 nach der Demission von Kaspar Villiger als Kandidatin gehandelt worden. 2010 trat sie an, um den Ostschweizer Hans-Rudolf Merz zu beerben. Der Berner Johann Schneider-Ammann machte das Rennen. Damals kündigte sie an, sie werde nicht noch einmal kandidieren. Zu befürchten ist, dass die liberale Überzeugungstäterin davon nicht abrücken wird.

## Ausgebuffter als man denkt?

Auch die Zentralschweiz ist seit Kaspar Villigers Rücktritt bundesratslos. Die Schwyzer Nationalrätin **Petra Güssi** sollte das FDP-Präsidium nicht als Ende der Fahnenstange betrachten. Sie kann diesmal aber schwerlich antreten, zumal sie selber die unselige Losung «Lateiner only» ausgegeben hat. Somit ist abzusehen, dass seitens der FDP-Frauen Anspruch und Wirklichkeit einmal mehr auseinanderklaffen. 1998 unterlag Christiane Langenberger gegen Pascal Couchepin. 2003 wurde Christine Beerli von Hans-Rudolf Merz überflügelt. Karin Keller-Sutters erfolgloser Versuch ist erwähnt worden. Die freisinnigen Frauen kauen hartes Brot.

Vielleicht aber ist der Schlachtplan von Petra Güssi und Co. ausgebuffter, als es den Anschein macht. Die FDP-Bundeshausfraktion bestimmte 2015 **Ignazio Cassis** zu ihrem Vorsitzenden. So wurde der heute 56-jährige Tessiner Arzt und Nationalrat ostentativ in die Favoritenrolle für die Nachfolge Burkhalters bugsiert. Das Pro-Cassis-Drehbuch sieht vor, dass diesmal weder Deutschschweizer Kandidaten noch Frauen dazwischenfunken sollen. Wenn allerdings die Westschweizer Strippenzieher auf ihrer Dreiervertretung im Bundesrat beharren, könnten die Tessiner erneut das Nachsehen haben. ○

# Krankencassis auf dem Goldhügel

Vom Briefträger der Krankenversicherer zum Vorzeige-Tessiner: Bundesratskandidat Ignazio Cassis muss sich neu erfinden.

Von Omar Gisler

In der «repubblica dell'iperbole», im Land der Übertreibungen, wie der Tessiner Literat Francesco Chiesa (1871–1973) seine Heimat nannte, kann man auch mit leisen Tönen Karriere machen. So wie FDP-Fraktionschef Ignazio Cassis, der sich still und leise vom Beamten zum Kronfavoriten für die Nachfolge Didier Burkhalter als Bundesrat hochgearbeitet hat. Wohin es den 56-jährigen Cassis zieht, wird auf seiner Homepage auf den ersten Blick ersichtlich: in den «Palazzo federale», wie das Bundeshaus auf Italienisch heisst.

Er sei öfter in Bern als im Tessin, monieren die Tessiner denn auch prompt. Meist sind es dieselben Kritiker, die ihre Abgeordneten ermahnen, sich in der Bundeshauptstadt stärker für das Tessin zu engagieren. Im Gegensatz zu anderen Tessiner Politikern ist der sprachgewandte Cassis in der Lage, die Widersprüche der «repubblica dell'iperbole» auch Leuten zu erklären, die auf Italienisch bloss Bahnhof verstehen. Entsprechend gefragt ist er bei den Journalisten auf der Alpennordseite. Für den *Blick* ist es beispielsweise «ein Vergnügen, mit Cassis zu reden».

## 180 000 Franken für Teilzeitjob

Zwischen Chiasso und Airolo hingegen ist Cassis weniger populär. Viele empfinden ihn als elitär. Das mag auch daran liegen, dass er mit seiner Frau Paola, einer Radiologin, in Collina d'Oro, auf dem Goldhügel über dem Luganersee, residiert – fernab von trostlosen Agglo-Gemeinden wie Balerna bei Chiasso, wo unlängst eine Firma für Schlagzeilen sorgte, die für einen Monatslohn von 1200 Euro einen Informatiker mit Berufserfahrung suchte. Wenn dann ruchbar wird, dass Cassis für seinen Teilzeitjob beim Krankenkassenverband Curafutura 180 000 Franken pro Jahr kassiert, fällt es manch einem Tessiner schwer, ihn als «uno di noi» zu bezeichnen.

Das Prädikat «Krankenkässeler» haftet an Cassis wie eine Etikette an der Merlot-Flasche. Vorab die Lega dei Ticinesi wirft ihm vor, die Interessen der Krankenversicherungen höher zu gewichten als jene der Tessiner. Das Curafutura-Mandat war auch der Grund, weshalb Cassis 2013 den Verwaltungsrat des kantonalen Spitalvereins EOC verlassen musste. Zwei Jahre später zeigte ihm das Stimmvolk die gelbe

Karte: Zwar schaffte er die Wiederwahl in den Nationalrat, erhielt aber 4000 Stimmen weniger als Parteikollege Giovanni Merlini und Lega-Vordenker Lorenzo Quadri.

Quadri war es auch, der als Erster Vorbehalte gegen eine Kandidatur von «Krankencassis» vorbrachte. Für ihn ist der FDP-Fraktionschef



*Understatement-Taktik:* Bundesratskandidat Cassis.

ein «Abwracker der Masseneinwanderungsinitiative», jenes Begehrens, das im Tessin mit 68,2 Prozent angenommen wurde. «Das Tessin und die Tessiner haben Interesse an einem Vertreter im Bundesrat», betont Quadri. «Aber wenn möglich, um Unterstützung zu erhalten und nicht, um bei wichtigen Themen hintergangen zu werden.»

Cassis sollte sich denn auch nicht auf einhelligen Support aus der Heimat verlassen. Der notorisch zerstrittene Südkanton würde sich selber untreu, wenn sich alle geschlossen um einen Kandidaten scharen würden. Schon Stefano Franscini, der erste Tessiner Bundesrat, schaffte die Wiederwahl 1854 in die Landesregierung nur dank der Solidarität der Schaffhauser. Und gerade die Lega hat nicht vergessen, dass ihr Kandidat Norman Gobbi vor anderthalb Jahren bei der Nachfolge von Eve-

line Widmer-Schlumpf von der Tessiner Deputation nur halbherzig unterstützt wurde.

Während sich Eishockey-Fan Gobbi seinerzeit in der Ringier-Presse als Hooligan beschimpfen lassen musste, stehen nun die Ampeln für Musikliebhaber Cassis auf Grün. Mit der Losung «Und jetzt ein Tessiner!» hat ihm das Haus Ringier den roten Teppich ausgerollt. Ein bemerkenswerter Vertrauensvorschuss, zumal Cassis keine Exekutivverfahren aufweist.

Kandidaten mit magistralen Hintergrund finden sich zwar auch in der Tessiner FDP. Doch für Finanzdirektor Christian Vitta (seit 2015 im Amt) kommt der Sprung nach Bern wohl zu früh, während für Marina Masoni, die sich vor zehn Jahren aus der Politik verabschiedet hat, der Zug abgefahren ist. Bleibt noch Laura Sadis: Die 56-Jährige trat vor zwei Jahren aus der Kantonsregierung zurück, zermürbt von den ständigen Attacken aus den eigenen Reihen. Holt man sie nun aus der Versenkung, droht eine interne Zerreihsprobe. Bei der Option Sadis müssen die FDP-Strategen ähnlich vorgehen wie bei der Einnahme eines Medikaments: «Zu Risiken und Nebenwirkungen fragen Sie Ihren Arzt oder Apotheker!»

Womit wir wieder bei Dr. med. Cassis wären, der bisher stets zur richtigen Zeit am richtigen Ort auftauchte. So wie 2003, als die FDP einen Arzt für ihre Liste suchte. Der Quereinsteiger erzielte das drittbeste Ergebnis, und weil Sadis

später in die Tessiner Regierung gewählt wurde, war Cassis im Frühjahr 2007 plötzlich Nationalrat. 2010 schickte ihn die FDP für die Nachfolge von Hans-Rudolf Merz ins Rennen. Mit zwölf Stimmen blieb Cassis zwar chancenlos. Aber er machte sich einen Namen, und bei der Wahl zum Fraktionschef hatte er dann gegen Christian Wasserfallen die Nase vorn.

Ganz clever hat sich der Bauernsohn aus dem Malcantone so in eine ideale Ausgangslage für die Burkhalter-Nachfolge manövriert. Mit der Understatement-Taktik in den Bundesrat – es wäre die perfekte Parodie auf Chiasas «repubblica dell'iperbole».

Omar Gisler arbeitete fünfzehn Jahre lang als Journalist im Tessin, unter anderem für die Schweizerischen Depeschagentur (SDA) und die NZZ.

# Leuthards Jetset-Beamte

Die Bundesverwaltung fliegt jedes Jahr für Millionen Franken in der Welt herum. Die Mitarbeiter des Bundesamtes für Umwelt retten das Klima vorzugsweise mit Businessflügen. Von Philipp Gut und Peter Keller

Wohin darf es gehen? Nach Honolulu, Kapstadt oder Bangkok? Oder lieber nach New York City, Tokio oder ins mexikanische Cancún? Was sich liest wie die exklusivsten Destinationen eines Ferienkatalogs, ist eine Auswahl der Reiseziele der schweizerischen Bundesverwaltung. Unsere Beamten fliegen um die halbe Welt – finanziert mit Steuergeldern. Die Bundesreisezentrale (BRZ) stellte allein im vergangenen Jahr 21260 Flugtickets aus. Dazu kommt die Organisation von Hotels, Mietwagen, Bahntickets und weiteren Dienstleistungen wie Taxi- und Busfahrten sowie Limousinenservice.

Dass die Mitarbeiter des Aussendepartements (EDA) häufig auf Reisen sind, ist wenig überraschend. Botschafter müssen in Bern rapportieren, Unterhändler nach Brüssel oder Washington fliegen, Deza-Leute sind für die Entwicklungshilfe in Afrika oder Asien im Einsatz. Mit 10,847 Millionen Franken weist das EDA denn auch den höchsten Umsatz aller Departemente auf, dann folgt Simonetta Sommaruga Justizdepartement (EJPD) mit 8,731 Millionen Franken. Dort fallen vor allem die selbständigen sowie unfreiwilligen Ausreisen von Personen aus dem Ausländer- und Asylbereich ins Gewicht (6,492 Millionen Franken). Davon später mehr.

## Das Uvek als Sonderfall

Auf Anfrage der *Weltwoche* hat die Bundesreisezentrale beziehungsweise das EDA pro Departement die Zahl der Flüge nach Serviceklassen zusammengestellt. Gemäss Reglement sind für Flugreisen bis zu einer Reisedauer von vier Stunden «kostengünstige Arrangements in der Economy-Klasse» zu buchen. Auch bei längeren Reisen gilt dieser Ansatz, ausser «mit Zustimmung der zuständigen Stelle»: Dann können auch Tickets der Businessklasse ausgestellt werden. Ein Vergleich der Departemente zeigt, dass bei Interkontinentalflügen sehr unterschiedlich grosszügig bei der Gewährung von Businessflügen umgegangen wird.

Während im Verteidigungsdepartement (VBS), im EDA, EJPD und im Departement des Innern (EDI) nur jeder dritte Interkontinentalflug in der Businessklasse bewilligt wird, ist das Verhältnis in Johann Schneider-Ammanns Departement für Wirtschaft, Bildung und Forschung (WBF) und Ueli Maurers Finanzdepartement (EFD) umgekehrt: Dort fliegt eine satte Mehrheit (58 bzw. 61 Prozent) aller Mitarbeiter in der viel teureren Businessklasse. Eine Kategorie für sich ist allerdings das Departement für Umwelt,



Luxus-Trip: Bundespräsidentin Leuthard auf dem Rückflug von Abu Dhabi, März 2017.

Verkehr, Energie und Kommunikation (Uvek) der jetzigen Bundespräsidentin. Doris Leuthards Beamte fliegen mit Abstand am meisten Business, nur gerade jeder fünfte Beamte (21 Prozent) nimmt mit einem Economy-Ticket vorlieb.

Die *Weltwoche* verlangte vom Uvek eine genaue Aufschlüsselung der Businessflüge nach Bundesämtern. Die Liste liest sich wie ein schlechter Scherz: Leuthards Umweltbeamte sind zur Rettung des Klimas vorzugsweise mit der Businessklasse unterwegs. Von Accra (der Hauptstadt

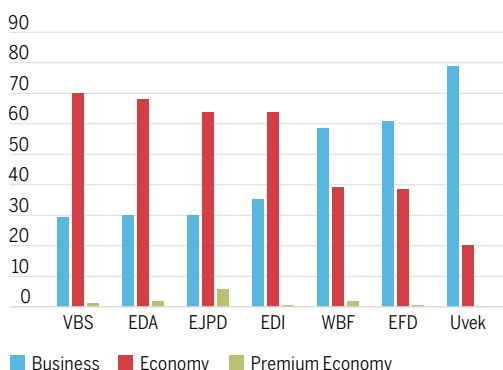
Ghanas) bis nach Xiamen in China: Insgesamt 85 Businessflüge weist das Bundesamt für Umwelt für 2016 aus. Die Kommunikationsabteilung des Uvek begründet die hohe Reisetätigkeit mit den zahlreichen internationalen Abkommen, «die für die Schweiz von Bedeutung sind und in welchen sie ihre Interessen vertreten muss».

Warum die Bundesverwaltung ihre Interessen vorwiegend in der Businessklasse wahrnehmen muss, bleibt unklar. 17-mal flogen Leuthards Öko-Beamte nach Nairobi, wo sich der Hauptsitz des Umweltprogrammes der Vereinten Nationen (Unep) befindet. Ein Vergleich der Flugkosten (Hinflug ab Zürich) zeigt, dass ein Economy-Ticket nur ein Drittel (1405 Franken) kostet, während die höhere Serviceklasse mit 4501 Franken zu Buche schlägt. Noch eklatanter ist der Unterschied bei Reisen nach New York, zumal es sich um einen Direktflug handelt. Ein Economyflug der Swiss kostet 1132 Franken (statt 7678 Franken wie das Business-Ticket). Das Uvek wies im vergangenen Jahr 17 Businessflüge nach New York City aus. Das ergäbe ein Einsparungspotenzial von über 100 000 Franken allein für das Bundesamt für Umwelt.

Noch häufiger in der Luft ist das ebenfalls dem Uvek angegliederte Bundesamt für Zivilluftfahrt (Bazl). Hier weist die Zusammenstellung total 113 Businessflüge aus, von Abu Dhabi bis

## Reservierungen nach Flugklasse

Anteil Buchungen bei Interkontinentalflügen je Departement, in Prozent



QUELLE: EIDGENÖSSISCHES DEPARTEMENT FÜR AUSWÄRTIGE ANGELEGENHEITEN (EDA)

**Businessflüge sind bis achtmal teurer.**



Wichita im US-amerikanischen Bundesstaat Kansas. Auch hier hat die Kommunikationsabteilung des Departements eine Erklärung: Grundlegende Sicherheitskonzepte und Regeln müssten auf weltweiter Ebene erarbeitet und umgesetzt werden. «Die Schweiz (und somit Vertreter des Bazl) gestaltet das internationale Regelwerk der Luftfahrt aktiv mit und vertritt ihre Interessen bei den internationalen Organisationen.» Da 2016 die Generalversammlung der Internationalen Zivilluftfahrtorganisation (Icao) in Montreal stattgefunden habe, hätten vorbereitende Arbeiten sowie die Teilnahme «zu einer erhöhten Reisetätigkeit» im Bazl geführt.

### Der Zug wäre praktischer

Konkret fanden 41 Businessflüge in die kanadische Metropole statt – ein mittlerer Betriebsausflug. Auch hier zeigt ein Vergleich (Hinflug 22. 6./ Rückflug 29. 6.) enorme Preisunterschiede: 885 Franken für Economy gegenüber 6920 Franken für Business. Auch wenn davon ausgegangen werden kann, dass die BRZ bessere Konditionen erhält, bleiben die Preisunterschiede zwischen den Serviceklassen bestehen. Auf Montreal bezogen, kostet ein Economyflug achtmal weniger als ein Businessflug. Ebenfalls fragwürdig ist, dass Destinationen wie Dubai (rund sechs Stunden Flugzeit) oder Malta mit gut zwei Stunden Flugdauer mit der höheren und vor allem teureren Serviceklasse angefliegen werden müssen. Offensichtlich fehlt es in Leuthards Uvek an der nötigen Führung – oder am Willen, die Reisekosten der Jet-set-Beamten unter Kontrolle zu haben.

Neben ihrer Tätigkeit für die reisefreudigen Beamten organisiert die BRZ auch das Ticketing bei der Wegweisung ausländischer Personen und insbesondere Rückführung abgewiesener Asylbewerber. Während freiwillige Rückkehrer als normale Passagiere mit einem regulären Linienflug reisen können, ist bei unfreiwilligen Ausreisen je nach Vollzugsstufe eine Polizeibegleitung bis zum Zielstaat nötig. Für 2016 wurden im Asyl- und Ausländerbereich 8781 kontrollierte Ausreisen verrechnet (Bund und Kantone). Dazu kommen 3663 Annullierungen oder Umbuchungen. Hauptgrund: Die ausreisepflichtigen Personen tauchten unter oder konnten die Rückkehr rechtlich anfechten. Selbstredend muss die öffentliche Hand auch bei Annullationen oder Umbuchungen die Flugtickets ganz oder teilweise bezahlen.

Total verrechnete die Bundesreisezentrale den Departementen Reiseleistungen in der Höhe von 33 767 134 Franken (2016). Zu den häufigsten Reisezielen in Europa gehört neben Brüssel (1673 Flüge) und Wien (928 Flüge) Paris mit 1391 Flügen. Warum die Hauptstadt Frankreichs überhaupt angefliegen werden muss, bleibt ein Rätsel. Die Anreise mit dem Schnellzug TGV ist nicht nur umweltfreundlicher, sondern auch praktischer: Sie führt direkt ins Zentrum und dauert bloss gut vier Stunden. ○

## Schweiz

# Ohne Arbeitsintegration wird es sehr teuer

Die *Weltwoche* schreibt, dass ein arbeitsloser Flüchtling vier Millionen Franken kostet. Die Gesamtkosten der Sozialhilfe drohen asylbedingt dramatisch anzusteigen. Was ist zu tun? Von Markus Kaufmann

Vier Millionen Franken: So viel kostet gemäss Berechnungen der *Weltwoche* ein junger Mann, der heute als zwanzigjähriger Flüchtling in die Schweiz kommt und bis zu seinem Tod mit 85 Jahren arbeitslos bleibt. Über die Berechnungsmethode liesse sich streiten, und bis ins Jahr 2082 werden sich noch viele Dinge ändern, sicherlich auch im Leben dieses jungen Mannes. Unbestritten ist aber, dass der Zustrom von Flüchtlingen die Schweiz vor neue Herausforderungen stellt. Die Schweizerische Konferenz für Sozialhilfe (Skos) hat bereits Ende 2015 darauf hingewiesen, dass die hohe Zahl Nichterwerbstätiger unter den Asylsuchenden zu einer starken Zunahme der Sozialhilfekosten in den Kantonen und Gemeinden führen wird. Sie rechnet mittelfristig mit einem asylbedingten Kostenwachstum von 4 Prozent pro Jahr.

Damit es nicht zu diesem drastischen Anstieg der Kosten kommt, muss die Integration viel früher einsetzen und effizienter gestaltet werden. Das neue Asylrecht bietet den Rahmen für rasche Entscheide über das Bleiberecht. Sobald jene Personen, die hier bleiben dürfen, in die Kantone verteilt sind, müssen die Integrationsmassnahmen beginnen. Erfolgreiche berufliche Integration erfordert vorgängig eine intensive Phase der Vorbereitung. Sowohl eine Ausbildung wie auch die direkte Vermittlung in den Arbeitsmarkt gelingen nur, wenn zuerst arbeitsmarktrelevante Schlüsselkompetenzen aufgebaut werden. Integrationsprogramme müssen nebst Beschäftigung und Qualifizierung immer auch einen Bildungsanteil zum Erwerb von Sprache und Grundkompetenzen wie zum Beispiel Mathematik oder IT anbieten. Eine gesetzliche Verpflichtung zur beruflichen Qualifizierung ergibt durchaus Sinn. Gekoppelt werden soll diese Verpflichtung an die Abklärung des Potenzials, um die vorhandenen Fähigkeiten optimal zu nutzen.

### 25 000 Franken pro Person

In den Kantonen entstehen zurzeit viele erfolgversprechende Projekte und Angebote zur Förderung der Integration. Diese müssen sich an den Bedürfnissen des Arbeitsmarkts ausrichten. Die Wirtschaft benötigt Fachkräfte. Viele Asylsuchende sind jung und können deshalb mittelfristig eine Berufslehre machen.

Das hilft allen: Einerseits können die Betriebe so ihren beruflichen Nachwuchs sicherstellen und die zurzeit Tausenden von offenen Lehrstellen besetzen. Andererseits sichert eine Berufslehre in der Regel die wirtschaftliche Selbstständigkeit und entlastet so die Sozialhilfe.

Die Entwicklung auf dem Arbeitsmarkt führt dazu, dass es immer weniger Stellen für Personen ohne Berufsabschluss gibt. Davon sind auch viele Inländer betroffen. Die Programme zur beruflichen Qualifikation müssen deshalb immer auch für inländische Arbeitslose angeboten werden.



Markus Kaufmann.

Auch wenn bereits viele gute Ansätze zu erkennen sind, so braucht es doch noch erhebliche Anstrengungen im Hinblick auf eine erfolgreiche Integration. Bund, Kantone und Gemeinden sind sich nicht darüber einig, wer wie viel bezahlen soll. Zu oft sitzen deshalb vorläufig Aufgenommene und Flüchtlinge noch untätig in ihren Unterkünften. Gemäss Berechnungen der Konferenz der Kantone kosten wirksame Integ-

rationsmassnahmen im Durchschnitt 25 000 Franken pro Person. Im Moment stellt der Bund nur 6000 Franken dafür zur Verfügung. Die Erhöhung dieser Pauschale wäre ein wichtiger und nötiger Schritt. Ebenso wichtig ist die Zusammenarbeit mit der Wirtschaft, die heute und morgen auf Arbeitskräfte angewiesen ist und diese so weit als möglich im Inland rekrutieren sollte.

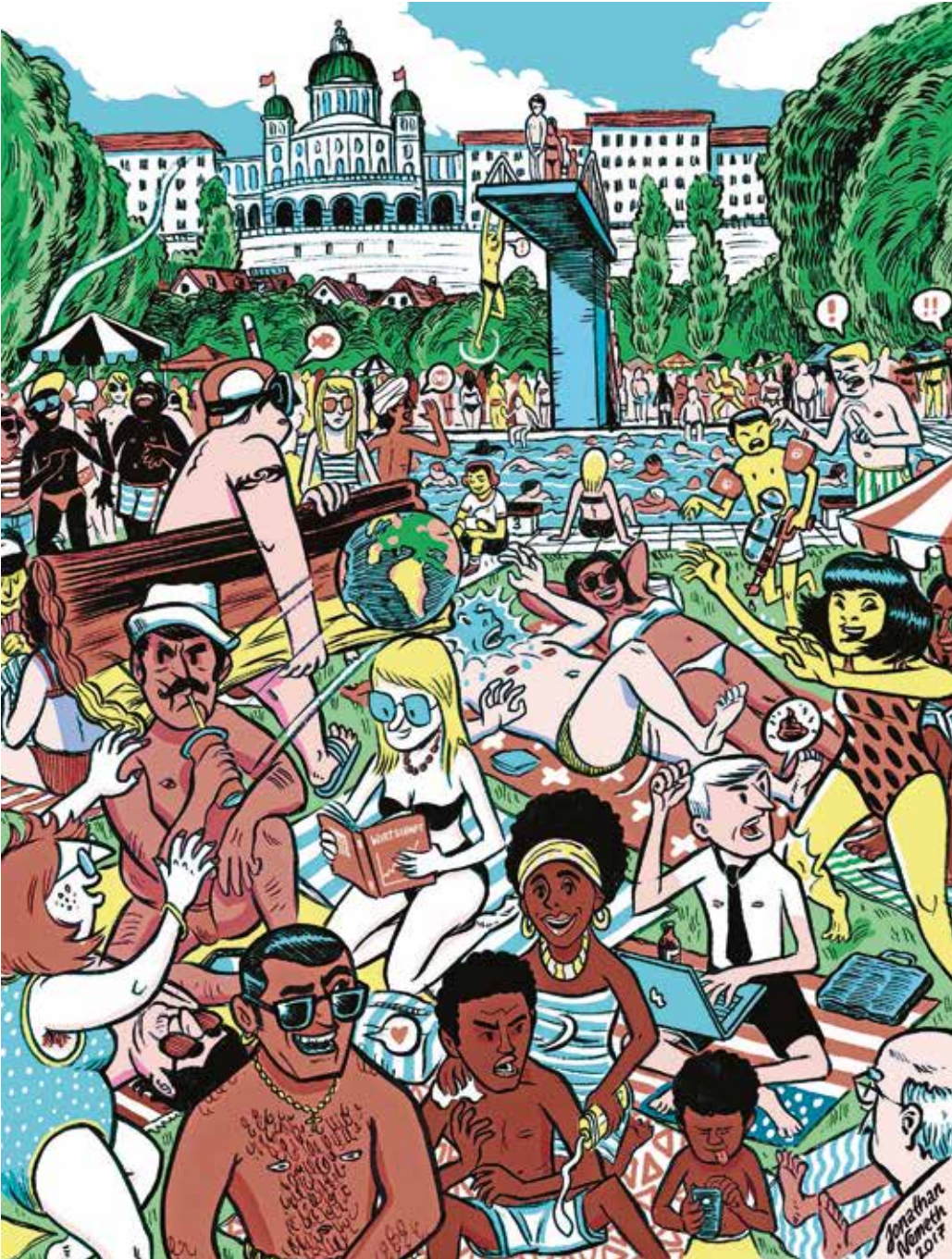
Investitionen in die Bildung haben in der Schweiz Tradition. Bei Asylsuchenden und Sozialhilfebeziehenden lohnen sie sich doppelt. Einerseits für den Staat und den Steuerzahler: 25 000 Franken investieren und dafür 4 Millionen sparen ist auf jeden Fall ein guter Deal. Andererseits für die betroffenen Menschen: Sie können wirtschaftlich auf eigenen Füßen stehen und ein selbständiges Leben führen.

Die Asylsuchenden sind hier in der Schweiz. Wenn wir mehr von ihnen in den Arbeitsmarkt integrieren wollen, braucht es eine gesamtgesellschaftliche Initiative mit der Beteiligung aller staatlichen Ebenen und der Wirtschaft. Die Zeit hierfür drängt. Nichtstun wird in jeder Hinsicht sehr teuer werden.

Markus Kaufmann ist Geschäftsführer der Schweizerischen Konferenz für Sozialhilfe (Skos).

# Offene Grenzen: Die Bilanz

Seit zehn Jahren hat die Schweiz die Personenfreizügigkeit. Seither sind unter dem Strich 800 000 Personen eingewandert. Was hat diese Zuwanderung gebracht? Was bedeutet sie für den Arbeitsmarkt, den Sozialstaat und die Infrastruktur? Zahlen und Fakten. Von Florian Schwab und Jonathan Németh (Illustration)



Es wird eng.

Den Anfang machte Aymo Brunetti. Der ehemalige Chefökonom des Bundes, der heute als Volkswirtschaftsprofessor an der Uni Bern lehrt, sagte im Dezember im Doppelinterview mit *Basler Zeitung* und *Luzerner Zeitung*, die Personenfreizügigkeit der EU werde «in ihrer heutigen Form die nächsten fünf bis zehn Jahre nicht überleben». Nun meldet sich Franz Jaeger zu Wort. Während Jahrzehnten als liberales Gewissen der Universität St. Gallen in der

öffentlichen Arena, gibt der Ökonom zusammen mit dem ehemaligen Privatbankier Konrad Hummler gerade ein Buch heraus (siehe Seite 42), das auch im Zeichen der Wirtschaftsbeziehungen zwischen der Schweiz und der EU steht. Jaeger schreibt darin, die Personenfreizügigkeit sei keine «zwingende Voraussetzung» für die Steigerung des Wohlstands. Oder, technischer: Es gebe «keine ökonomische Begründung» für die «dogmatische Axi-

omatisierung der allgemeinen Migrationsfreiheit in der EU».

## Viel mehr Grenzgänger

Im Gespräch mit der NZZ schlug vor wenigen Tagen der frühere Gouverneur der Bank of England, Mervyn King, ein international höchst angesehener Wissenschaftler, in die gleiche Kerbe. Die erste Reaktion auf die Masseneinwanderung aus Osteuropa, insbesondere seitens der britischen Arbeitgeber, sei gewesen: «Hervorragend!» Bald habe man «überall in Londoner Bars, Restaurants und Hotels sowie auf Baustellen Osteuropäer beschäftigt, die billiger sind und härter arbeiten». Aus der Perspektive eines «britischen Klempners oder Bauarbeiters» falle die Bilanz nicht positiv aus. Auf den Einwand, es habe ja keinen nennenswerten Lohndruck gegeben, erwidert King, verschiedene Studien zeigten etwas anderes. «Es widerspricht aber auch dem gesunden Menschenverstand, zu glauben, dass starke Zuwanderung keine Auswirkungen habe. Die Politik hat dies bisher ignoriert.»

Diesen Monat begeht die Schweiz den zehnten Jahrestag der vollen Personenfreizügigkeit mit der Europäischen Union. Das Freizügigkeitsabkommen (FZA) war zwar bereits 2002 in Kraft getreten, enthielt aber bis 2007 noch Übergangsbestimmungen, anhand deren der Bundesrat die Einwanderung aus der EU begrenzen konnte. In den letzten zehn Jahren sind aus den 28 Mitgliedsländern, die heute

## Subventionieren wir die Krankenversicherung für die ausländischen Zuwanderer?

die Europäische Union ausmachen, insgesamt 1,14 Millionen Personen zur ständigen Wohnbevölkerung der Schweiz hinzugestossen. Im selben Zeitraum kam es zu knapp 540 000 Auswanderungen von EU-Angehörigen, was unter dem Strich ein Plus von 606 330 Personen ergibt (in diesen Zahlen sind die Werte für 2017 auf der Basis der Daten für den Zeitraum Januar bis April hochgerechnet). Nebst den Zuzüglern aus der EU sind noch über 200 000 Personen aus anderen Ländern eingewandert. Gesamthaft hat die Schweiz also über die letzten zehn Jahre mit zirka 800 000 Einwanderern fertig werden müssen, was der Bevölkerung der Kantone Glarus, Jura, Nid- und Obwalden sowie beider Basel und beider Appenzell entspricht. Dabei noch nicht berücksichtigt ist die Einwanderung in

die sogenannte nichtständige Wohnbevölkerung, namentlich Kurzaufenthalter mit einer Aufenthaltsgenehmigung von weniger als einem Jahr. Deren Bestand hat zwischen 2010 und 2015 von 70 835 auf 96 486 zugenommen (für frühere Jahre sind keine Zahlen erhältlich).

Ebenfalls teilweise auf das Konto der Personenfreizügigkeit geht eine massive Zunahme von Grenzgängern, also von Personen, die in einem EU-Staat Wohnsitz haben und zum Arbeiten in die Schweiz kommen. Im Jahr 2002 waren das 162 454 Menschen. 2007 betrug deren Anzahl 198 723, und zuletzt, im ersten Quartal 2017, registrierte das Bundesamt für Statistik gar 317 820 Grenzgänger. Anders als das Wort es vermuten lässt, handelt es sich dabei nicht nur um Personen aus dem grenznahen Ausland. Aufgrund einer Bestimmung im Freizügigkeitsabkommen wurden die sogenannten Grenzzonen abgeschafft. Seither kann jeder EU-Bürger mit einem Schweizer Arbeitsvertrag als Grenzgänger arbeiten. Dies bedeutet nichts anderes, als dass er von den hohen Schweizer Löhnen und den tiefen Preisen daheim profitiert, etwa was die Krankenkasse betrifft. Gut 10 000 solche «Grenzgänger» stammen gemäss neusten Daten nicht aus einem Nachbarland der Schweiz. So weist die Statistik Hunderte polnische und spanische Grenzgänger aus.

Was bedeutet eine derart hohe Einwanderung für die Schweiz? Wie wirkt sie sich auf den Arbeitsmarkt und das Lohnniveau aus? Stellt man auf die Verlautbarungen des Bun-

desrats und der Wirtschaftsverbände ab, so profitiert die Schweiz massiv vom Freizügigkeitsabkommen mit der Europäischen Union. Laut einer Aussage des Staatssekretariats für Wirtschaft (Seco) vom Herbst 2015 haben verschiedene Studien gezeigt, «dass das FZA zu einem stärkeren Wachstum des Schweizer Bruttoinlandsprodukts beigetragen hat». Was die Auswirkungen auf den Arbeitsmarkt betrifft, so «kommt eine überwiegende Anzahl der Analysen zum Schluss, dass die Zuwanderung aufgrund des FZA zu keinen oder nur geringen messbaren Verdrängungseffekten geführt hat». Laut Economiesuisse ist es sogar so, dass «niedrig qualifizierte einheimische Arbeitnehmende am meisten von der Personenfreizügigkeit profitiert haben».

### Allerhand Kosten und Probleme

Zu den Fakten: Laut Statistiken des Seco sind von den jährlichen Einwanderern aus der EU zwischen 2007 und 2015 jeweils rund 60 Prozent mit einem Arbeitsvertrag in die Schweiz eingereist. Zwecks Familiennachzug kamen rund 30 Prozent, und zur Ausbildung wanderten jeweils etwa 10 Prozent in die Schweiz ein. Von den 60 Prozent mit Arbeitsvertrag galten zu Beginn gegen 70 Prozent als Hochqualifizierte («Führungskräfte, akademische Berufe sowie Techniker und gleichrangige Berufe»). Dieser Anteil ist zwischenzeitlich auf 62 Prozent zurückgegangen. Gleichzeitig kam es mit dem Ausbruch der Euro-Krise zu einer Verla-

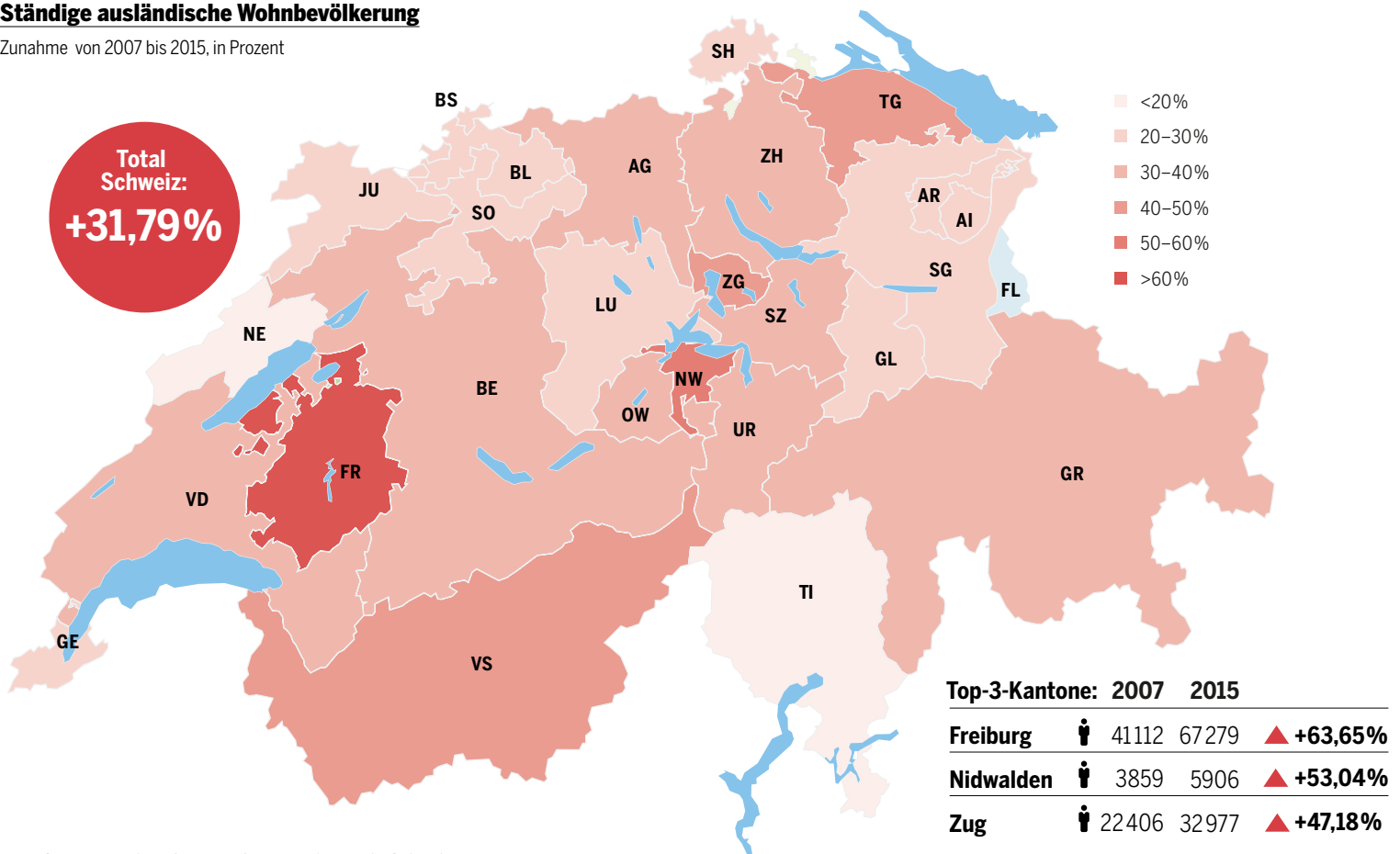
gerung bei den Herkunftsländern. In der ersten Etappe, also zwischen 2002 und 2008, stammten über die Hälfte der Schweiz-Einwanderer aus Deutschland. Zwischen 2009 und 2014 ging dieser Anteil auf nur mehr 22 Prozent zurück. Dafür stieg der Prozentsatz der Einwanderer aus Italien, Portugal und Spanien von 15 Prozent (2002–2008) auf 40 Prozent in der Periode 2009–2014. Verdoppelt hat sich auch der Anteil aus osteuropäischen Ländern von 8 auf 17 Prozent. Man kann also festhalten, dass die Einwanderer über die Zeit weniger qualifiziert und Südeuropa-lastiger geworden sind. Die dargestellten positiven Befunde zur Personenfreizügigkeit beziehen sich aber grösstenteils auf Untersuchungen der frühen Zuwanderung vor 2010, die mehrheitlich von Deutschen herrührte.

### Die Gewerkschaften haben sich Zugang zu einer Art privater Steuer verschafft.

Gleichwohl müssen wir einräumen: Der Schweizer Arbeitsmarkt hat diejenigen Zuwanderer, die zu Erwerbszwecken ins Land gekommen sind, bislang relativ gut aufgenommen, was sich an der anhaltend tiefen Arbeitslosenquote der Schweizer zeigt (2,3 Prozent, bei steigenden Löhnen). In den meisten Fällen veranstalten die Unternehmen offenbar keinen Konkurrenzkampf um bestehende

### Ständige ausländische Wohnbevölkerung

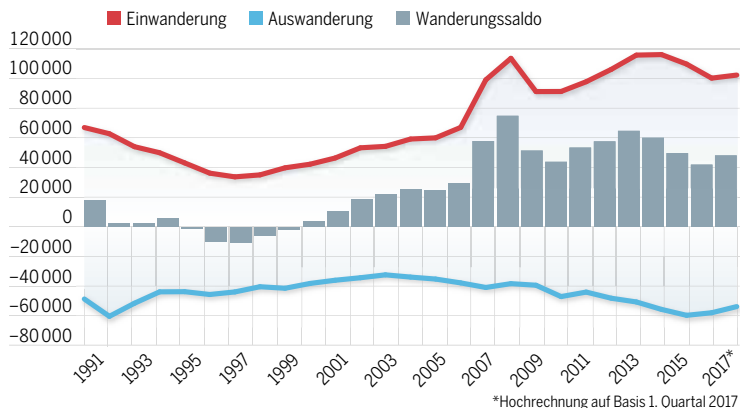
Zunahme von 2007 bis 2015, in Prozent



Langfristige Behinderung der Wettbewerbsfähigkeit.

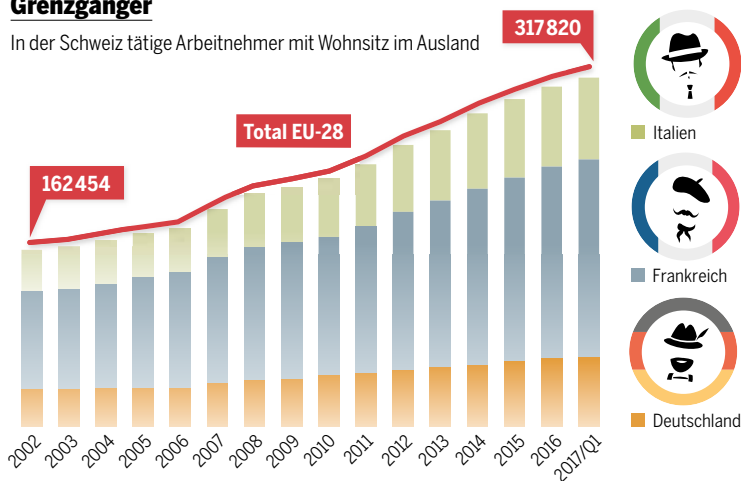
## Wanderungssaldo

Ständige Wohnbevölkerung aus den EU-28-Staaten



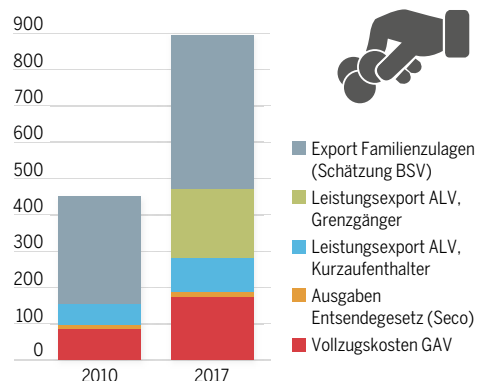
## Grenzgänger

In der Schweiz tätige Arbeitnehmer mit Wohnsitz im Ausland

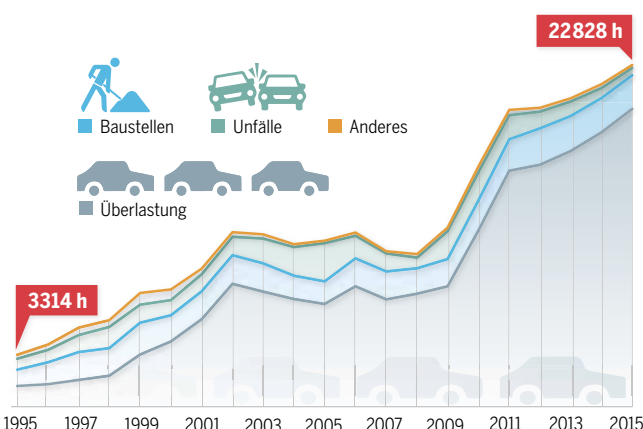


## Sozialkosten Personenfreizügigkeit

Pro Jahr, in Mio. Fr.

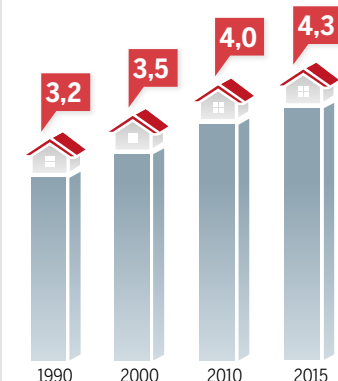


## Stautunden Nationalstrassen



## Anzahl Wohnungen

In der Schweiz, in Millionen



### Alles bestens also? Mitnichten.

Stellen zwischen Inländern und Ausländern, sondern schaffen neue Arbeitsstellen in der Schweiz, die sie dann vor allem mit Ausländern besetzen – sei es, weil sich kaum ein Schweizer für den Job interessieren würde (beispielsweise Erntehelfer) oder weil das erforderliche Spezialistenwissen hierzulande nicht in genügendem Ausmass vorhanden ist (beispielsweise Softwareingenieure). Doch selbst wenn es kein flächendeckendes Phänomen ist, so kann es doch in gewissen Branchen oder Alterssegmenten zu einer Verdrängung von Schweizern durch Ausländer kommen.

Und die Personenfreizügigkeit ist noch mit zusätzlichen Konstruktionsfehlern behaftet, die sich nicht sofort auswirken, die aber langfristig die Wettbewerbsfähigkeit der Schweiz behindern. An erster Stelle steht hier die Einschränkung des freien Arbeitsmarkts mit branchenweiten Mindestlöhnen, die durch ein teures und volkswirtschaftlich schädliches Arsenal von «flankierenden Massnahmen zur Personenfreizügigkeit» verteidigt werden müssen. Heute unterliegt fast jedes vierte Arbeitsverhältnis in der Schweiz einem Gesamtarbeitsvertrag (GAV) zwischen Arbeitgeberverbänden und Gewerkschaften, der vom Bundesrat für allgemeinverbindlich erklärt wurde. Ein Bestandteil solcher GAV sind sogenannte Vollzugskostenbeiträge, die bei den unterstellten Arbeitgebern eingetrieben und auf die Verbän-

de verteilt werden. Die Gewerkschaften und Arbeitgeberverbände haben sich damit Zugang zu einer Art privaten Steuer verschafft, die sich quer über alle Branchen auf rund 130 Millionen Franken jährlich summiert.

### Schweizer Sozialstaat für ganz Europa

Das zweite grosse Problem der Personenfreizügigkeit besteht darin, dass sie den behaglich gepolsterten Schweizer Sozialstaat weitgehend voraussetzungslos für ganz Europa geöffnet hat. Egal, ob Arbeitslosenversicherung (ALV), Sozialhilfe, Altersvorsorge, Krankenkasse oder Familienzulagen: Die Begleitverträge zur Personenfreizügigkeit machen es fast unmöglich, EU-Bürger für eine gewisse Zeit von den Leistungen auszuschliessen.

Wie wirkt sich die Personenfreizügigkeit beispielsweise auf die Arbeitslosenversicherung aus? In seinem Observatoriumsbericht zum Freizügigkeitsabkommen vermeldete das Seco vor zwei Jahren, dass sich bei Einwanderern aus Südeuropa das Risiko der Arbeitslosigkeit mit zunehmender Anwesenheitsdauer erhöhe «und jenem von früher Zugewanderten der gleichen Nationalität annähert oder dieses in gewissen Fällen sogar übersteigen kann». Konkret hat sich im Durchschnitt 2003–2008 zum Durchschnitt 2009–2015 die Arbeitslosenquote der Portugiesen in der Schweiz von 5,2 auf 5,9 Prozent

erhöht. Jene der Spanier ist von 4,0 auf 4,7 Prozent gestiegen. Nur die Arbeitslosenquote der Italiener verharrte bei 4,4 Prozent. Hingegen verzeichnet die Gruppe der Deutschen ebenfalls eine Zunahme der Arbeitslosenquote von 2,9 auf 3,2 Prozent.

Der Umfang des Problems bei der ALV und bei der Sozialhilfe lässt sich aber nicht abschliessend beziffern, weil die Statistiken nicht zwischen Einwanderern vor und nach dem FZA unterscheiden. In der Quote für jede Nationalität sind also sämtliche Staatsangehörigen enthalten, unabhängig vom Einreisezeitpunkt. Klarer ist das Bild bei den Kurzaufenthaltern und Grenzgängern. Hier besagen die Bestimmungen der Europäischen Union, an die sich auch die Schweiz zu halten hat, dass die Schweizer Arbeitslosenversicherung ihre Leistungen in einem gewissen Umfang ins Ausland exportieren muss. Zuletzt summieren sich solche Zahlungen an Bezüger im EU-Ausland auf gegen 300 Millionen Franken. Aufgrund einer Regeländerung bei den Grenzgängern kam es zu einer Verdreifachung der Leistungsexporte zwischen 2010 und 2015.

Die teuerste Komponente der Einwanderung in den Sozialstaat ist allerdings nach bisherigem Kenntnisstand der Export sogenannter Familienzulagen: Wer als Ausländer in der Schweiz beschäftigt ist, hat dieselben Ansprüche auf Kinder- und Ausbildungszulagen (200

QUELLEN: BUNDESAMT FÜR STATISTIK, STAATSRÉTARIAT FÜR MIGRATION, BUNDESAMT FÜR WOHNUNGSMESSEN, BUNDESAMT FÜR STRASSEN, EIGENE BERECHNUNGEN

Franken respektive 250 Franken pro Kind) wie ein Schweizer – egal, wo die Kinder leben. Ein Teilzeit-Gastarbeiter aus Rumänien, dessen Kinder daheim in Bukarest wohnen, hat Anspruch auf dieselben 200 Franken pro Kind wie ein Familienvater in der Stadt Zürich. Nach Schätzungen des Bundesamts für Sozialversicherungen überweisen Schweizer Arbeitgeber Jahr für Jahr Familienzulagen in der Höhe von rund 600 Millionen Franken in die EU. Gesamthaft summieren sich die direkt auf die Personenfreizügigkeit zurückzuführenden Kosten der Sozialwerke auf gegen 900 Mio. Franken jährlich.

### Risiko einer Immobilienkrise

Eine Blackbox ist der Bereich der Krankenversicherung: Subventionieren Schweizer hier ebenfalls die ausländischen Zuwanderer? Ja, befürchtet der Freiburger Ökonomieprofessor Reiner Eichenberger. Der Statistik sei zu entnehmen, dass junge Erwachsene zwischen 20 und 30 am klarsten Nettozahler seien. Doch die meisten Einwanderer seien älter. «Wenn die Zuwanderer nicht relativ jung wieder auswandern, läuft es auf eine Umverteilung zu Lasten der hiesigen Bevölkerung hinaus», so Eichenberger.

Das dritte wichtige Problem der Personenfreizügigkeit ist, dass die starke Einwanderung die sowieso schon schwierige Raum- und Infrastruktursituation der Schweiz verschärft. Seit 2007 hat sich gemäss Bundesamt für Strassen die Anzahl Staustunden auf den Nationalstrassen mehr als verdoppelt. Die Schweizerischen Bundesbahnen ächzen unter einem finanziellen Nachholbedarf bei der Infrastruktur von gegen drei Milliarden Franken.

Zwar hat sich das Wohnungsangebot im Gleichschritt mit der Einwanderung stark erhöht (von 3,5 Millionen Einheiten im Jahr 2000 auf 4,2 Millionen im Jahr 2017). Doch Eichenberger beobachtet die Entwicklung mit Unbehagen: Die Schweizer Bauwirtschaft habe sich auf eine hohe Nachfrage eingestellt. Sollte die Zuwanderung einmal spürbar zurückgehen, droht eine Immobilienkrise. «Sobald Überkapazitäten entstehen, drückt dies auf die Preise der bestehenden Immobilien.» Er erinnert daran, dass die Immobilienkrisen in Spanien und Irland um 2008 durch den Rückgang der zuvor hohen Zuwanderung mit verursacht wurden. Nach dem gleichen Muster sei auch die Schweizer Immobilienkrise Anfang der 1990er Jahre entstanden, die das Wachstum des Landes für rund ein Jahrzehnt lähmte.

Teilweise als Reaktion auf diese Wachstumsschwäche schloss die Schweiz die bilateralen Verträge mit der EU ab, darunter jenen zur Personenfreizügigkeit. Es ist eine Ironie der Geschichte, wenn sich nun gerade dieses FZA zunehmend zum Klotz am Bein der Schweizer Volkswirtschaft entwickelt. ○

## O-Ton

# Propheten der Freizügigkeit

## Die besten Zitate von damals.

**P**lausibilitätsüberlegungen lassen eine Obergrenze des Einwanderungspotenzials von (netto) jährlich 10 000 EU-Angehörigen vermuten. Eine höhere Wahrscheinlichkeit hat jedoch die Erwartung, dass das Einwanderungspotenzial (netto) weniger als 8000 EU-Angehörige pro Jahr erreichen dürfte (netto bedeutet Einwanderung minus Rückwanderung). Übergangsfristen sollten bei den Verhandlungen nicht überbewertet werden. Sie sind weder notwendig (da das Einwanderungspotenzial eh gering ist) noch sinnvoll (da die Schweiz von einem gemeinsamen Arbeitsmarkt lieber früher als später profitieren sollte).»

Prof. Dr. Thomas Straubhaar: «Integration und Arbeitsmarkt, Auswirkung einer Annäherung der Schweiz an die Europäische Union», Presserohstoff der Studie im Rahmen des bundesrätlichen Integrationsberichts von 1999, S. 4

«Generell kann angenommen werden, dass selbst bei einer vollständigen Realisierung der Freizügigkeit mit der EU keine massive Einwanderung zu erwarten ist und dass die Wirtschaft in der Schweiz insgesamt von einer Liberalisierung des Personenverkehrs mit der EU profitieren wird.»

Botschaft zur Genehmigung der sektoriellen Abkommen zwischen der Schweiz und der EG vom 23. Juni 1999, S. 6350

«Wie die Erfahrungen in der EU zeigen, sind die Ängste der Referendumskomitees, die Einwanderung aus EU-Staaten in die Schweiz werde stark zunehmen, nicht begründet: In Wirklichkeit sind die Wanderungsbewegungen innerhalb der EU gering. Unabhängige Studien kommen zum Schluss, dass negative Auswirkungen auf Arbeitsmarkt und Löhne ausbleiben. Dank den zusammen mit den Sozialpartnern ausgearbeiteten flankierenden Massnahmen besteht ein umfassender Schutz vor Lohn- und Sozialdumping. Dies ist besonders für die Grenzkantone von Bedeutung. Im Übrigen ist wegen der hohen Ärztedichte in der Schweiz auch keine massive Zunahme von ausländischen Ärzten zu erwarten.»

Abstimmungserläuterungen des Bundesrates zur Referendumsabstimmung vom 21. 5. 2000, S.11

«Es wird immer wieder von diesem Druck geredet, der irgendwie besteht. Man hat fast das Gefühl, es stünden an der Grenze ganze Schlangen, die auf das Zeichen <Auf die Plätze, fertig, los!> warten. Es ist in der EU gar kein solcher Druck vorhanden, dass wir überschwemmt werden könnten.»

Bundesrat Joseph Deiss, Schweizer Fernsehen SRF, 5. 5. 2000

«Was die Einwanderung angeht, da sollen wir nicht vergessen, dass wir diesen Vertrag mit der EU – also mit Deutschland, Frankreich, Österreich, Italien, Spanien, Portugal – abschliessen. Und von dort besteht kein Einwanderungsdruck in die Schweiz.»

Bundesrat Moritz Leuenberger, Schweizer Fernsehen SRF, 21. 5. 2000

«Ich möchte zusammenfassend einfach sagen: Migrationspolitisch – ich beschränke mich auf diesen Themenkreis – ist mit dieser Kontingentspolitik, mit diesen sehr langen Übergangsfristen, keine Masseneinwanderung zu erwarten.»

Nationalrat Philipp Müller, Amtliches Protokoll, 8. 12. 2004

«Wir stimmen ab über die Osterweiterung, das heisst die zehn neuen EU-Mitglieder, und es wird kein Exodus stattfinden, das sind Fantasmen, Sie haben recht, Fantasmen, Sie können Fantasmen haben.»

Bundesrätin Micheline Calmy-Rey, Schweizer Fernsehen SRF, 9.9.2005

«Und jetzt haben wir eigentlich den Vorteil gegenüber dem, was wir 1999 gehabt haben, als wir das erste Mal diskutiert haben über diese Personenfreizügigkeit und als die Argumente

---

## «Und was sehen wir? Es ist eine ganz kontrollierte Immigration.»

---

dieselben gewesen sind wie heute auch. Aber was das Plus ist, wir haben acht Jahre Erfahrung, natürlich nicht mit der vollen Freizügigkeit, aber immerhin mit fünfzehn Staaten volle Freizügigkeit. Und was sehen wir? Es ist eine ganz kontrollierte Immigration, es hat keinen Lohn- und Sozialdruck gegeben, es sind Arbeitsplätze geschaffen worden und nicht vernichtet. Also das sind die drei Aussagen gewesen, die wir im 99/2000 gehört haben und jetzt ja auch wieder hören, und das Gegenteil ist der Fall.»

Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf, Schweizer Fernsehen SRF, 16.1.2009

«Es gibt keine Verdrängung von einheimischen Arbeitskräften.»

Bundesrätin Doris Leuthard, *Basler Zeitung*, 17.1.2009

Zusammenstellung: Christoph Mörgeli



Einspruch

## Schubumkehr

Der Nationalrat will die Regulierung bremsen und damit die Unternehmen entlasten. Die *Weltwoche* hat meinen Vorstoss letzte Woche kritisiert. Die Kritik blendet aus, wie die Gesetzgebung funktioniert.

Von Hans-Ueli Vogt

Immer mehr Gesetzesvorschriften belasten Unternehmen und Private. Hier noch eine Bewilligungspflicht, dort ein Meldeformular, hier eine neue Sicherheitsvorschrift, dort ein neues Verbot. Haupttreiber der Regulierung ist nicht etwa das Parlament, sondern die Verwaltung: Fast 90 Prozent aller neuen Vorschriften kommen von der Verwaltung, sei es, dass diese selber Vorschriften aufstellt (in Verordnungen, Richtlinien, Merkblättern usw.), sei es, dass sie dem Parlament Vorschläge für neue Gesetze macht. Mit einer Regulierungsbremse kann man den Aktionismus der Verwaltung bremsen und die Belastung der Unternehmen wenigstens konstant halten, nach dem Prinzip «One in, one out»: Für jedes neue Gesetz soll ein altes aufgehoben werden – eine Umschreibung, die freilich zu Missverständnissen einlädt. Der Nationalrat hat vorletzte Woche beschlossen, dass er eine solche Regulierungsbremse einführen will.

«One in, one out» bedeutet, dass der Bundesrat, wenn er dem Parlament ein neues Gesetz oder eine Gesetzesänderung vorlegt, diesem innerhalb einer bestimmten Frist auch Vorschläge unterbreiten muss, wie die Mehrkosten, die mit dem neuen Gesetz verbunden sind, kompensiert werden können. Wenn in Betrieben strengere, mit mehr Kosten verbundene Umwelt- und Brandschutzvorschriften gelten, dann sollen beispielsweise die Kontrollen, die damit zusammenhängen, inskünftig gebündelt und durch eine einzige Behörde durchgeführt werden (was den Aufwand der Unternehmen reduziert). Können die Kosten nicht im gleichen Bereich gesenkt werden, ist nach Entlastungsmöglichkeiten in anderen Bereichen zu suchen. Das «one» in der Formel «One in, one out» bezieht sich also nicht auf ein einzelnes Gesetz oder einen einzelnen Gesetzesartikel; das wäre komplett irrational.

### Jedes Gesetz hat ein Preisschild

Eine solche Regulierungsbremse funktioniert nur, wenn man eine Vorstellung davon hat, welche Kosten mit neuen Vorschriften verbunden sind. Deren Schätzung qualifiziert die

*Weltwoche* mit dem Einwand ab, dass es diesbezüglich keine objektive Wahrheit gebe und Bürokratie mit Bürokratie bekämpft werde. Sie übersieht, dass die Kosten neuer Vorschriften schon heute geschätzt werden. Das ist auch gut so. Wir wollen keine Gesetzgebung im Blindflug. Jedes Gesetz hat ein Preisschild. Kein Unternehmensführer investiert ohne Berechnungen über künftige Aufwände und

geht es um Erleichterungen für Betriebe mit nur zwei oder drei Mitarbeitern, die keine Spezialisten haben, die sich detailliert mit allerlei Vorschriften auseinandersetzen können. Ende der Legislatur wird Bilanz gezogen und geschaut, ob die Rechtsbefolgungskosten für die Unternehmen konstant geblieben, gestiegen oder, wie bis jetzt in Deutschland, gar gesunken sind. Auch in Grossbritannien, Frank-

reich und Kanada wird «One in, one out» mit messbarem Erfolg praktiziert. Überraschend, dass ausgerechnet die *Weltwoche* erprobter Praxis theoretische Bedenken entgegenhält.

### Nutzen ist grösser als Aufwand

«One in, one out» heisst nicht, dass ein neues Gesetz nur bei gleichzeitiger Aufhebung eines alten beschlossen werden könnte. Das wäre eine sachlich und demokratiepolitisch nicht gerechtfertigte Behinderung des Gesetzgebungsprozesses. Gemeint ist, dass der Bundesrat Änderungsvorschläge unterbreiten und das Parlament über diese Vorschläge dann befinden muss. Will das Parlament von diesen nichts wissen, kann es sie ablehnen. Denn «One in, one out» richtet sich an die Verwaltung, nicht ans Parlament. Ob die Parlamentarier ihre Verantwortung, die Staatstätigkeit einzudämmen, wahrnehmen, entscheiden die Wähler alle vier Jahre. Will das Parlament die Änderungsvorschläge umsetzen, dann durchläuft die Aufhebung der betreffenden Vorschriften den Gesetzgebungsprozess. Das verursacht selbstverständlich Aufwand (was die *Weltwoche* kritisiert). Aber es ist ein Aufwand, der sich lohnt, weil der Nutzen grösser ist. Es verwundert, dass gerade die *Weltwoche* den Beamten und den Politikern zugestehen will, unnötige Gesetze nicht aufzuheben, weil das für sie Aufwand bedeutet!



«One in, one out.»

Erträge. Vom Gesetzgeber darf das Gleiche erwartet werden. Die Kritik der *Weltwoche* an den Kostenschätzungen schrumpft damit auf die Feststellung zusammen, dass Schätzungen Aussagen über die Zukunft sind und diese ungewiss ist. Da hat sie gewiss recht.

«One in, one out» bewirkt, dass sich die Verwaltung auf die Suche nach Entlastungen für die Wirtschaft machen muss. Das Prinzip schafft einen permanenten Druck im politischen System, Regulierung abzubauen – in einem System, das eigentlich mehr auf die Schaffung neuer als auf die Aufhebung bestehender Gesetze ausgerichtet ist. «One in, one out» führt zu einer Schubumkehr in der Gesetzgebungsmaschine. In Deutschland wird dieses Prinzip mit Erfolg eingesetzt. Seit es Anfang 2015 eingeführt wurde, hat es in der Wirtschaft zu Kosteneinsparungen in der Höhe von einer Milliarde Euro geführt. Das deutsche Parlament hat mit einem ersten Entlastungsgesetz vor allem Unternehmensgründungen erleichtert, beim zweiten Entlastungsgesetz

sen, kann es sie ablehnen. Denn «One in, one out» richtet sich an die Verwaltung, nicht ans Parlament. Ob die Parlamentarier ihre Verantwortung, die Staatstätigkeit einzudämmen, wahrnehmen, entscheiden die Wähler alle vier Jahre. Will das Parlament die Änderungsvorschläge umsetzen, dann durchläuft die Aufhebung der betreffenden Vorschriften den Gesetzgebungsprozess. Das verursacht selbstverständlich Aufwand (was die *Weltwoche* kritisiert). Aber es ist ein Aufwand, der sich lohnt, weil der Nutzen grösser ist. Es verwundert, dass gerade die *Weltwoche* den Beamten und den Politikern zugestehen will, unnötige Gesetze nicht aufzuheben, weil das für sie Aufwand bedeutet!

Hans-Ueli Vogt ist SVP-Nationalrat und Professor für Privat- und Wirtschaftsrecht an der Universität Zürich. Er hat die parlamentarische Initiative «Überregulierung stoppen! Für jedes neue Gesetz muss ein bestehendes aufgehoben werden («One in, one out»)» eingereicht.

# «Endlich daheim»

Weder Brexit, Murks noch «Mourxit»: Feinmechanisch austariert, wie es sich für diese ländliche Industrieregion gehört, haben die Einwohner von Moutier den Transfer in den Jura beschlossen. *Von Andreas Gross*

1815 war kein Jurassier gefragt worden, auch keiner aus Moutier. In den Wiener Schlossgemächern beschlossen die mehrheitlich reaktionären Staatsoberhäupter Europas, die Jurassier zwischen der Ajoie und dem Bielersee, inklusive Stadt Biel, dem Kanton Bern einzuverleiben. Einerseits zur Kompensation der aus der Berner Herrschaft befreiten neuen Kantone Aargau und Waadt; andererseits, weil Frankreich via Bern seinen militärischen Einfluss auf die Region jenseits seiner Grenze nicht ganz verlieren wollte.

Achtmal wurden die Bewohner von Moutier, der Stadt «im Herzen» dieses Juragebiets, während der vergangenen 68 Jahre gefragt, ob sich ihre Stadt aus dem Kanton Bern verabschieden und Teil des seit 1977 bestehenden Kantons Jura werden solle. Am Sonntag entschieden 89,7 Prozent der Stimmberechtigten Moutiers mit einer Mehrheit von 136 Stimmen mit Ja. Die Freude auf den Strassen war riesig. Tausende fielen sich in die Arme. Mehr als zehntausend Menschen sangen die «Rauracienne», die jurassische Hymne auf die eigene Republik. Gestandenen Männern, Veteranen der 1947 gegründeten Separatistenbewegung für einen «Jura libre», kullerten die Freudentränen über die Wangen. Der Brunnen war voller Wein.

«Moutier heiratet den Jura», «Der grosse Sprung», «Ein Traum wird wahr», «Endlich daheim!», «Das Glück am Ende des Leidensweges», «Ein Brexit à la jurassienne»: So lauteten die Schlagzeilen am Tag danach. Für die knapper als erwartet unterlegenen Bernstreuen war es schlicht «eine Katastrophe». Ihr Berner Regierungsrat Neuhaus bastelte aus dem Brexit und einem Murks den im grossen Kanton sehr bedauerten «Mourxit». Doch die Legitimität der vom Kanton Bern Ende der sechziger Jahre zur Überwindung der Gewalt entwickelten kommunalistischen Abstimmungskaskade und deren Ergebnis waren unbestritten. «Demokratische Uhrmacherarbeit vom Feinsten», wie der ehemalige Tessiner Ständerat und Präsident der Interjurassischen Versammlung, Dick Marty, zufrieden kommentierte.

1959 hatte auch Moutier erstmals eine kantonale Volksinitiative für eine Konsultativabstimmung zum Abschied vom Kanton Bern bei einer Stimmbeteiligung von 86,48 Prozent mit 67 Prozent Nein-Stimmen abgelehnt. 1974 waren in Moutier bei einer Stimmbeteiligung von 89,32 Prozent nur noch 50,8 Prozent gegen die Gründung eines neuen Kantons. 1975 entschieden sich dann bei einer Stimmbeteiligung



*Aufbruchstimmung: Moutier, 18. Juni 2017.*

von 95 Prozent die Bewohnerinnen und Bewohner von Moutier zweimal mit freilich von Bern aus der schwarzen regierungsrätlichen Kasse gepushten 53-Prozent- beziehungsweise 54-Prozent-Mehrheiten für den Verbleib im Kanton Bern. 1998 wurden diese Entscheide knapp bestätigt – obwohl vor dreissig Jahren die jurafreundlichen Separatisten in den kommunalen Behörden, der Exekutive wie der Legislative, die Mehrheit übernommen hatten und seither nicht mehr abgaben. Im November 2013 sprach sich Moutier als einzige grössere bernjurassische Gemeinde für das Projekt eines neuen, grossen, den Süden und den Norden des Juras wieder vereinigenden Kantons aus. Was wiederum der Stadt die jetzige Entscheidung ermöglichte, sich alleine – beziehungsweise eventuell zusammen mit zwei Nachbargemeinden, die im September entscheiden werden – sich dem Kanton Jura anzuschliessen.

Matchentscheidend für dieses Ja zum Jura dürfte die Aufbruchstimmung gewesen sein, welche die Jurassier vor allem unter den Jugendlichen Moutiers zu wecken verstanden. Der nahe und kulturell verwandte Jura versprach mehr Freiheit und Einfluss, während die Kampagne der Bernstreuen mehr von der Angst geprägt war, etwas zu verlieren, was man dem Kanton Bern zu verdanken glaubte.

*Andreas Gross, Politikwissenschaftler, langjähriger SP-Nationalrat und Spezialist der direkten Demokratie, lebt seit zwanzig Jahren im jurassischen Städtchen Saint-Ursanne.*

## Sozialstaat

### Wand in Sicht

Die Schweiz gibt jeden vierten Franken für das Sozialwesen aus. Tendenz stark steigend.

Vor fünfundzwanzig Jahren kostete der Schweizer Sozialstaat 72 Milliarden Franken (inflationsbereinigt). Im Jahr 2015 waren es, wie das Bundesamt für Statistik am Dienstag vermeldete, bereits 162 Milliarden. Das macht eine satte Kostensteigerung um 126 Prozent in 24 Jahren. Der grösste Anteil, nämlich 43 Prozent, fliesst in die Altersvorsorge. Weitere 30 Prozent in den Bereich Krankheit und 10 Prozent in jenen der Invalidität. (Die von den Gemeinden ausgerichtete Sozialhilfe ist nicht separat ausgewiesen.)

#### Weniger für Investitionen

Im selben Zeitraum (1991 bis 2015) wuchs das totale Einkommen in der Schweiz, also das Bruttoinlandprodukt (BIP), ebenfalls kaufkraftbereinigt, lediglich um 41 Prozent. Die Sozialausgaben stiegen also dreimal so schnell wie das Einkommen. Das Jahr 2015 war, so gesehen, noch schlechter als andere Jahre, da die Sozialkosten um 4,2 Prozent anstiegen, während die Wirtschaft nur um lahme 0,9 Prozent wuchs. Im Ergebnis stieg der Anteil der Sozialkosten am BIP in 24 Jahren von 15 auf 25 Prozent.

Klar ist: Jeder Franken, den die Schweiz für Sozialleistungen ausgibt, steht nicht mehr für Investitionen oder übrige Konsumausgaben zur Verfügung. Extrapoliert man die Entwicklung 1991–2015 sowohl des BIP als auch der Sozialkosten in die Zukunft, so frisst der Sozialstaat im Jahr 2037 ein Drittel, im Jahr 2080 die Hälfte und im Jahr 2206 gar die ganze Produktion der Schweiz auf.

#### Das Erbe von Ruth Dreifuss

Wichtige Weichen für die Kostenexplosion im Sozialwesen wurden in der Amtszeit von alt Bundesrätin Ruth Dreifuss (SP) gestellt, welche zwischen 1993 und 2002 im Innendepartement regierte. Das Krankenversicherungsgesetz (KVG) von 1996 geht ebenso auf sie zurück wie die Politisierung des Umwandlungssatzes in der zweiten Säule und die zehnte AHV-Revision von 1997. Doch auch in Zeiten mit nominell bürgerlichem Innenminister wuchsen die Kosten im Sozialbereich munter weiter.

Mit der Reform Altersvorsorge 2020 von Dreifuss' Parteifreund und Amtsnachfolger Alain Berset (SP) wird nun die nächste Welle der Kostensteigerungen eingeläutet. Ruth Dreifuss bleibt sich treu – und empfiehlt ein Ja.

*Florian Schwab*

# Musterschülerin und Nervensäge

Galt die Schweiz auf internationalem Parkett einst als besonders zähe Verhandlungspartnerin, will sie heute nirgendwo mehr anstossen. Lieber spielt sie auf zahllosen Terrains moralisches Vorbild für die Welt. Von Christoph Mörgeli und Michael Zander (Illustrationen)



*Klimapolitik mit dem Füllhorn.*

Jahrzehntelang hat unser Land die Rechtsicherheit auch gegenüber massivem ausländischem Druck verteidigt. Seit 2010 übernimmt die Schweiz indessen sogar rückwirkend unzählige Auflagen und Vorschriften von OECD und EU. In der Regel genügt die Drohung mit fiktiven grauen und schwarzen Listen, um Bundesrat und Parlament einbrechen zu lassen. Statt das ihr zustehende Vetorecht in der OECD auszuüben, übernahm die Schweiz angebliche «internationale Standards» des automatischen Informationsaustauschs (AIA) und schleifte gegenüber dem Ausland innert weniger Jahre das Bankkundengeheimnis. Mittlerweile wird bei ausländischen Kunden nicht mehr zwischen Steuerbetrug und Steuerhinterziehung unterschieden. Eine «schwere» Steuerhinterziehung beurteilt man als Vortat zur Geldwäscherei, Gruppenanfragen sind ebenso zugelassen wie zahlreiche Amtshilfeerleichterungen. Demnächst dürften Amtshilfe und Auskünfte auch dann geleistet werden, wenn die Informationen auf gestohlenen Daten beruhen.

Bereits umfasst der automatische Informationsaustausch 38 Länder und Territorien; neu soll er um Staaten wie Argentinien, Brasilien, Kolumbien, Mexiko, China und Russland erweitert werden. In diesen teilweise massiv korrupten, rechtsstaatlich nicht eben einwandfreien Ländern ist der erforderliche Datenschutz keineswegs gegeben. Wenn beispielsweise Angaben der hiesigen Vermögenswerte eines in Brasilien tätigen Schweizer Geschäftsmanns von den dortigen Behörden an Kriminelle verkauft werden, ist dieser

der Gefahr von Erpressung, Geiselnahme und lebensgefährlicher Verschleppung ausgesetzt. Was im Inland als gute, weltgefällige Tat verkauft wird, kann für Einzelne tödliche Folgen haben. Dennoch bemüht sich die Schweiz um ständig neue AIA-Abkommen, obwohl die USA als wichtigstes OECD-Mitglied noch keinen einzigen entsprechenden Vertrag unterzeichnet haben.

Auch in der Energiepolitik stellt die Schweiz ihr internationales Image vor das Eigeninteresse der Versorgungssicherheit. Eine 33-Jahres-Planwirtschaft verbietet Kernkraftwerke – die Energiekonsumenten bezahlen das nach menschlichem und technischem Ermessen unmöglich zu stopfende Energieloch von über 35 Prozent der landesweiten Stromversorgung, indem sie die Energie von Sonne, Wind und Biomasse drastisch subventionieren. Die Bürger übernehmen einen massiven Netzzuschlag sowie ehrgeizige bis völlig unrealistische Sparvorgaben. Das

## Kaum ein anderes Land hat mehr getan, um den geltenden Flüchtlingsbegriff zu pervertieren.

Heizöl wird enorm verteuert, die Mobilität erfährt eine Refeudalisierung wie im Mittelalter: Angesichts der hohen Benzinpreise können sich nur noch die Reichen das Autofahren leisten.

Die Schweiz hat sich verpflichtet, pro Jahr mehrere hundert Millionen Franken an den

Green Climate Fund zu zahlen – nach dem Ausstieg der USA darf es noch etwas mehr sein. Selbstverständlich haben helvetische Delegierte eine Pionierrolle übernommen, als es in Paris darum ging, ab 2020 jährlich 100 Milliarden US-Dollar von den Industriestaaten in die Entwicklungsländer zu pumpen. Überhaupt erreichen unsere Zahlungen an die Entwicklungshilfe – vom Parlament auf 0,5 Prozent des Bruttonationaleinkommens erhöht – für die Jahre 2017 bis 2020 die Rekordsumme von über 11 Milliarden Franken.

Kaum ein anderes Land hat mehr getan, um den nach dem Zweiten Weltkrieg geprägten Flüchtlingsbegriff zu pervertieren. Mittlerweile wird hierzulande jeder Migrant, der



*Pionierrolle in der Entwicklungshilfe.*

über einen sicheren Drittstaat einreist und sich als Asylbewerber deklariert, auch als solcher behandelt. Nach milliardenteuren Verfahren erreicht nur ein verschwindend kleiner Teil den Asylstatus. Doch die meisten Abgewiesenen bleiben als «vorläufig Aufgenommene» hier und ziehen ihre Familien nach. Manche Flüchtlingsgruppen beanspruchen zu fast 90 Prozent lebenslang Sozialhilfe. Jeder Einzelne von ihnen kostet die Steuerzahler durchschnittlich 4 Millionen Franken. 2016 bezahlte der Bund 644 Millionen Franken Sozialhilfe an anerkannte Flüchtlinge und vorläufig Aufgenommene, was einer Verdoppelung seit 2011 entspricht.

Nach fünf Jahren überwälzt der Bund die Kosten jeweils auf die Gemeinden. Diese stossen mittlerweile angesichts der auf sie



*Kleinstaat mit Globalanspruch.*



zukommenden «Zeitbombe» Notschreie aus und fordern ein Engagement des Bundes, was allerdings die Steuerzahler nicht wirklich entlastet. Statt Volk und Parlament definieren heute die Richter den Asylstatus: Ein Bundesgerichtsurteil verbietet die Rückschiebung von Flüchtlingen nach Ungarn und setzt damit den Schengen-Vertrag ausser Kraft. Wann wird das Bundesgericht auch Italien nicht mehr als funktionierenden Rechtsstaat anerkennen und damit das Asylwesen gänzlich ad absurdum führen?

Die schweizerische Unterwerfungshaltung in der Europapolitik kennt keine Grenzen. Die Neat mit 23 Milliarden Franken Entstehungskosten nebst nachfolgendem Unterhalt stellt die Schweiz ausschliesslich der EU zur Verfügung. Weil Italien die Anschlüsse nicht zahlen will, greift man auch hier in die Bundeskasse. Die Schweiz musste die 28-Tonnen-Limite aufgeben und 40-Töner zulassen. Bei den Transitgebühren liess der Bundesrat die ursprünglich geforderten 600 Franken von der EU auf 325 Franken herunterhandeln, was bei weitem keinem kostendeckenden Betrag entspricht.

Die Zuneigung Brüssels erkaufte sich Bundesbern regelmässig mit sogenannten Kohäsionsmilliarden. Wurden in den letzten zehn Jahren bereits 1,3 Milliarden Franken für den Zugang zum Binnenmarkt aufgeworfen, wird derselbe Betrag gegenwärtig wieder fällig. Die bundesrätliche Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative sah so aus, dass der von Volk und Ständen gefasste Beschluss in Brüssel erst gar nicht verhandelt wurde. Schon das erste informelle Nein genügte, dass Bundesrat und Parlament den gültigen Verfassungartikel versenkten.

Als weltweiter Musterschüler, wenn nicht als Weltmissionar gab sich die Schweiz, als sie den Uno-Menschenrechtsrat initiierte. Dieses famose Gremium hat seit seiner Gründung 2006 kaum eine peinliche Parteilichkeit aus-

gelassen und zählt so vorbildliche Staaten wie China, Tunesien, Saudi-Arabien, Kuba und Nigeria zu seinen Mitgliedern. Denn jedes Uno-Mitglied kann sich ohne Auswahlkriterien durch eine Mehrheit der Uno-Vollversammlung wählen lassen. In dieser Uno bilden Demokratien mit rechtsstaatlichen Prinzipien der Gewaltenteilung eine kleine



Steuerdaten für alle.

Minderheit. Der Uno-Sonderberichterstatte über Folter hielt denn auch ziemlich desillusioniert fest, dass im Menschenrechtsrat jene «Staaten, die die Menschenrechte am meisten verletzen, die Mehrheit» hätten.

Der Europarat – auf ihre Mitgliedschaft bildet sich die offizielle Schweiz ebenfalls einiges ein – ist nachweislich korrupt. Westeuropäische Politiker liessen sich von Aserbaidschan für ein gefälliges Abstimmungsverhalten bezahlen. Der hochgelobte Europäische Gerichtshof für Menschenrechte, dessen weisem Schiedsspruch sich auch unsere Gerichte unterziehen, wird von korrupten Vertretern des Europarats gewählt.

Unter dem Druck von Nichtregierungsorganisationen unternehmen mittlerweile Parlamentarier der Linken und der Mitte alle möglichen Anstrengungen, um sich nach dem Finanzplatz auch noch die hier niedergelassenen Rohstofffirmen vorzuknöpfen. Dabei sind die fünf umsatzstärksten Unternehmen der Schweiz im Rohstoffbereich tätig. Man diffamiert die Branche als «gefährlichstes Geschäft der Schweiz» und wirft ihr Umweltverschmutzung, Menschenrechtsverletzungen, Steuervermeidung und Korruption vor. Im Rahmen der Aktienrechtsrevision sollen die Rohstoffunternehmen verpflichtet werden, Zahlungen an Regierungsstellen offenzulegen. Analog zur Finanzmarktaufsicht wird die Installation einer «Rohstoffmarktaufsicht» gefordert. Zum Dank für ihren erheblichen Beitrag ans Steuersubstrat will man die Branche offen-

sichtlich so lange schikanieren, bis sie entnervt wegzieht und anderswo mit offenen Armen empfangen wird.

Auch bei der Kontrolle der Waffenausfuhr spielt das Musterland Schweiz gegenwärtig in der ethischen Champions League. Vor allem das Aussendepartement mit der Direktion für Völkerrecht unternimmt alles, um die Lieferung von Flugabwehrsystemen, Munition und Schützenpanzern in den Mittleren Osten zu verhindern – und geht dabei regel-

## Die Zuneigung Brüssels erkaufte sich Bundesbern mit sogenannten Kohäsionsmilliarden.

mässig weit über den EU-Standard hinaus. Dass damit inländische Arbeitsplätze akut gefährdet werden, scheint das Aussendepartement nicht zu interessieren. Da sich die gesamte IT-Branche schwerlich klinisch rein vom Rüstungsgeschäft trennen lässt, dürfte bei dieser restriktiven Politik bald einmal auch die Niederlassung von internationalen Hightech-Unternehmen gefährdet sein.



Gegen Rohstoffe und Waffen.

Bei der Verfolgung von Doping und bei der Korruptionsbekämpfung im internationalen Sport will die Schweiz ebenfalls eine Vorreiterrolle spielen. Irgendwelcher Nutzen ist dabei ausser für weltbummelnde Strafverfolgungsbehörden nicht in Sicht, wohl aber Kosten für die Steuerzahler, internationale Verwicklungen und letztlich wohl der Auszug der hier ansässigen globalen Sportverbände.

Kleinstaat und Moralapostel mit Globalanspruch – das ist auf die Dauer ein ruinöses Geschäftsmodell. Eigentlich müsste es das Ziel der Schweiz sein, möglichst diskret Klassenbester zu bleiben. Wenn sie dies mit penetrantem Strebertum verbindet, wird sie zur Nervensäge. ○



Keine Chance für Doping und Korruption.

# Anklage mit Lücken

Trägt die Polizei die Schuld am Selbstmord von Ursula R. im Zuge einer Hanf-Razzia? Gehörte nicht vielmehr der Nebenkläger auf die Anklagebank, der ihr den Revolver gab? Welche Rolle spielte SRF im laufenden Verfahren? Der Luzerner Polizistenprozess wirft einige Fragen auf. *Von Alex Baur*



*Die Informationen waren dürftig:* Kripo-Chef Bussmann, am Mittwoch vor dem Kantonsgericht Luzern.

Neun Monate brauchte Sonderstaatsanwalt Christoph Rüedi, um die Anklage wegen fahrlässiger Tötung gegen den Kommandanten und den Kripo-Chef der Luzerner Polizei zu formulieren. Für Schweizer Verhältnisse ist das wenig. Doch die beiden Angeklagten hatten noch viel weniger Zeit, um exakt dieselben Fragen zu beantworten. Fünf Stunden waren es höchstens, vielleicht auch nur eine Stunde. Und am Ende, als sich die Ereignisse überstürzten, mussten sie innerhalb von Sekunden entscheiden, unter Druck. Damals ging es um Leben und Tod einer Frau. Heute stellt sich nur noch die abstrakte Frage, ob der Tod von Ursula R. zu verhindern gewesen wäre.

Es ist das alte Lied: Im Rückblick ist man klüger. Als Kripo-Chef David Bussmann am 9. März um sechs Uhr in der Früh die Einsatzleitung im Weiler Lochmühle in Malters LU übernahm, wusste er nur, dass sich Ursula R.

bereits seit dreizehn Stunden im Gebäude verschanzte hatte, dass sie einen schweren Revolver hatte und auch bereit war, diesen einzusetzen.

Als die Luzerner Polizei tags zuvor im Auftrag der Kantonspolizei Zürich eine Indoor-Hanfplantage im dreistöckigen Gebäude ausheben wollte, hatte die 65-jährige Frau nicht nur den Zugang verweigert. Mit zwei Revolverschüssen – eine Kugel piff den Polizisten um die Ohren, die andere blieb in einer Wand stecken – hatte Ursula R. demonstriert, wie ernst sie es meinte. Das Gebiet wurde abgesperrt, die nähere Umgebung evakuiert.

Der Besitzer der Hanfplantage, Daniel O., war zu diesem Zeitpunkt bereits in Zürich verhaftet worden. Doch zuvor hatte er Ursula R. noch vor der anstehenden Razzia gewarnt. Das wusste die Polizei, die sein Telefon abgehört hatte. Und so wusste man wenigstens, wer die Frau war: die Mutter des Cannabis-Grossisten,

der vor allem auf dem Zürcher Markt aktiv war. Mutmasslich hielt sich Ursula R. schon seit einem Jahr in Malters vor der Vormundschaftsbehörde (Kesb) versteckt.

Bereits 2004 war die schiessfreudige Ursula R. in Königsfelden psychiatrisiert worden. Die Diagnose lautete damals auf «paranoide Schizophrenie». Welchen Schweregrad die Krankheit hatte, ist bis heute nicht bekannt. Zwischendurch kam Ursula R. frei und sorgte für sich selber. 2009 musste die Aargauer Sonder Einheit Argus ausrücken, weil die Frau sich mit einer Waffe verbarrikadiert hatte. Ursula R. stand schon damals unter Vormundschaft. Dass die Behörden sie bald wieder aus den Augen verloren, ist nicht verwunderlich: Als Vormund amtierte der erwähnte Daniel O., ihr Sohn.

Viel mehr wusste Einsatzleiter Bussmann an jenem Morgen nicht. Die Informationen der Aargauer Polizei und der Klinik Königsfelden waren dürftig. Auf die Schnelle liessen sich die alten Akten nicht finden. Immerhin war die Frau am Telefon gesprächig. Stundenlang hatte eine Polizistin in der Nacht sie zu besänftigen versucht. Ursula R. beharrte stur auf ihrer Forderung: Freiheit für ihren Sohn. Dabei gab sie sich erstaunlich bestimmt und rational, wie Tonaufnahmen zeigen. «Räumliche und zeitliche Orientierung vorhanden», notierte der Polizeipsychologe.

## Ein Vermittler, dem man nicht traut

Der Sohn Daniel O. zeige wenig Kooperationsbereitschaft, erfuhr Kripo-Chef Bussmann von seinen Zürcher Kollegen. In der Nacht habe er eine Zelle demoliert, hernach habe er bei der Gefangenenverlegung zu flüchten versucht. Später wird man Bussmann zum Vorwurf machen, dass er den Sohn nicht zur Mutter nach Malters kommen liess. Er hält dem entgegen, dass dies gar nicht in seiner Macht lag. Die Zürcher hätten ihm auch davon abgeraten, den nach ihrer Wahrnehmung labilen Sohn in die Verhandlungen mit Ursula R. zu involvieren. Einen «nicht steuerbaren» Vermittler, dem man nicht trauen konnte – das war das Letzte, was Bussmann in dieser Krise brauchte.

Um 9 Uhr 45 gelang es Bussmann immerhin, den langjährigen Anwalt der verbarrikadierten Frau zu kontaktieren. Doch das Gespräch brachte wenig Hoffnung. Der Advokat stufte seine Mandantin als «schwierig» und gefährlich ein, versprach aber, mit ihr zu telefonieren und sich hernach wieder bei Bussmann zu melden. Doch entgegen dieser Abma-

chung hörte der Kripo-Chef erst drei Wochen später wieder vom Anwalt, via Fernsehen: In der «Rundschau» von SRF erhob dieser schwere Vorwürfe gegen die Polizei. Er hätte damals halt beim Anwalt nachhaken müssen, wird man Bussmann vorwerfen. Doch davon später.

Bereits um 8 Uhr 30 hatte Ursula R. an jenem Morgen die Verhandlungen mit der Polizei für beendet erklärt. Sie würde sich eher umbringen, als in die Klinik zurückzukehren. Wenn die Polizei die Wohnung stürme, werde sie schießen. Den juristischen Rechtfertigungsgrund lieferte die Frau gleich mit: «Das wäre dann eine Affekthandlung.» Sie habe es einfach satt, wolle nur noch mit ihrem Sohn reden und fordere nun 24 Stunden Bedenkzeit.

## Achtzehn Sekunden vor zwölf Uhr versuchte Ursula R. noch ein letztes Mal, den Kripo-Chef anzurufen.

Im Krisenstab wurden verschiedene Varianten entworfen und wieder verworfen. Sollte sich die Polizei zurückziehen? Nicht zu verantworten. Mit dem Heli einen Zugriffstrupp auf dem Dach absetzen? Zu laut, zu umständlich. Die Gefahr, dass Ursula R. ihre Drohung wahr machen würde, war zu gross. Als Worst-Case-Szenario zog der erfahrene Kripo-Chef, der in den letzten 25 Jahren schon manchen schwierigen Einsatz geleitet hatte, den sogenannten «suicide by cop» in Betracht: Ein Lebensmüder wirft sich mit gezückter Waffe der Polizei entgegen, mit dem Ziel, von dieser erschossen zu werden.

Das Phänomen ist in der Kriminalistik hinlänglich bekannt, auch wenn man nicht gerne darüber redet, aus Furcht vor Nachahmungs-



**Fatale Panne:** Tatort in Malters.

tättern. Eine Untersuchung in den USA hat gezeigt, dass sich hinter jeder dritten Schiesserei mit der Polizei ein Suizid versteckt. Der Polizei bleibt in einer solchen Situation nur noch der «finale Rettungsschuss»: die gezielte Tötung durch Scharfschützen. Und das wollte Bussmann um jeden Preis verhindern.

Der beigezogene Polizeipsychologe plädierte für Zuwarten. Der Mann sollte später zum Kronzeugen der SRF-«Rundschau» und der Anklage werden. Doch der Psychologe, der notabene über keinerlei forensische Erfahrung verfügte und gerade seinen ersten Ernstfall probte, wusste auch keine konkrete Alternative. Irgendwann würde die Frau einschlafen, meinte er. Genau das aber befürchtete Bussmann: Wenn Ursula R. sich irgendwo in der Wohnung einschliessen und einschlafen würde, war ein überraschender Zugriff nicht mehr möglich. Noch hielt sie sich aber gelegentlich bei einem Fenster in der Nähe der Wohnungstür auf. Diese Chance musste man nutzen.

Zusammen mit dem Zugriffsteam – alles erfahrene alte Hasen – entwickelte Bussmann einen Plan. Mit einem Feuerwerk sollte Ursula R. abgelenkt werden; die Wohnungstür würde derweil hydraulisch aufgewuchtet; den Überraschungseffekt wollte man nutzen, um einen trainierten Hund in die Wohnung vorzuschicken, der die Frau kampfunfähig machen sollte. Bussmann definierte zwei Voraussetzungen: Ursula R. musste erstens beim Fenster stehen, und sie durfte zweitens keine Waffe auf sich tragen. Dann sollte es funktionieren.

### Zuerst erschoss sie ihre Katze

Es kam anders. Als die Polizei am 9. März 2016 Punkt 11 Uhr 58 die Wohnung stürmte, schloss sich Ursula R. im Badezimmer ein; zuerst erschoss sie die Katze und dann sich selber. Eine ebenso banale wie fatale Panne hatte den ganzen Einsatzplan zunichtegemacht: Während der Montage der Hydraulikpresse im Türrahmen war das Türschloss wegen eines versteckten Defektes unverhofft aufgesprungen. Der Überraschungseffekt war damit verpufft, und als der Polizeihund zwanzig Sekunden später endlich in die Wohnung vordrang, hatte sich Ursula R. längst verbarrikadiert.

Achtzehn Sekunden vor zwölf Uhr versuchte Ursula R. noch ein letztes Mal, Bussmann anzurufen. Erfolglos. Die Leitung war besetzt: Der Kripo-Chef versuchte zur selben Zeit, Ursula R. anzurufen. Die beiden blockierten sich gegenseitig. Dann drückte sie ab.

Am 30. März, drei Wochen nach der Tragödie, strahlt die «Rundschau» von SRF den ersten Bericht zur Tragödie von Malters aus. Die Kernthese wird zwar nur indirekt formuliert, aber sie kommt einer Anklage gleich: Die Polizei hätte den Tod von Ursula R. verhindern können, wenn sie nur zugewartet und auf die Vermittlung ihres Anwaltes und ihres Sohnes gesetzt hätte. Als Zeuge der Anklage fungiert

## DIE SCHÖNSTEN ORTE DER WELT

### Alpeggio Surda

**Ignazio Cassis, Nationalrat**

Das Bleniotal liegt nordöstlich von Biasca. Man nennt es auch «La Valle del Sole»: breit und von der Sonne geküsst. Dort oben, unweit des Lukmanierpasses, in Richtung Surselva, habe ich Skifahren gelernt. Das Skigebiet Nara gibt es noch, leider schneit es heute weniger. In der Nähe, hinter dem Wald, liegt ein kleines Äplerdorf (*alpeggio*) namens Surda. Die Familie meiner Frau besitzt dort einen sehr einfachen Rustico. Da oben, auf 1600 Meter über Meer, geniesst man frische Luft, wenn die Sommernächte in Lugano tropisch werden. In diese Stille entfliehen wir gerne; man hört nur den Wind und die Natur.



ein deutscher Professor, der den Fall nur vom Hörensagen kennt. Im Zentrum der Kritik steht Polizeikommandant Adolf Achermann, der den Zugriff gemäss «Rundschau» «höchstpersönlich» angeordnet haben soll.

Auf dem «Heissen Stuhl» der «Rundschau» wird der Luzerner Sicherheitsdirektor Paul Winiker (SVP) in der Folge mit Anwürfen gegrillt, die als Fragen getarnt werden: «Sind Hanfpflanzen wichtiger als ein Menschenleben?» Die Polizei habe eine geisteskranke Frau in den Tod getrieben, bekommt er an den Kopf geworfen, weil man Kosten für den Einsatz sparen wollte. Winiker bittet um Geduld, warnt vor Vorverurteilungen, man möge doch den Abschluss der Untersuchung abwarten.

Doch die «Rundschau» hat keine Geduld. Für sie stehen die Schuldigen fest. In der Sendung vom 24. August wird noch einmal tüchtig nachgeheizt. Erfolglos habe der haus-eigene Polizeipsychologe versucht, den Kommandanten Achermann vom tödlichen Zugriff «abzuhalten», wird da etwa behauptet. Mit einem unnötigen Vorpreschen, klagt der Anwalt des Hanf-Grossisten Daniel O. vor laufender Kamera, sei eine Kranke in den Tod getrieben worden. Der Anwalt beschuldigt Achermann sogar, der Öffentlichkeit «nicht die Wahrheit gesagt» zu haben. Über das defekte Türschloss, das den Überraschungscoup vermasselte, verliert die «Rundschau» dagegen kein Wort.

Sonderstaatsanwalt Christoph Rüedi – um auch nur den Anschein einer Befangenheit zu vermeiden, hatte man ihn aus dem Aargau geholt – erhob die «Rundschau»-Thesen zur Anklage gegen Kommandant Achermann und Kripo-Chef Bussmann. Demnach war der Freitod von Ursula R. vorhersehbar, und er wäre ver-

meidbar gewesen, wenn man nur auf die Frau gehört und ihr etwas mehr Zeit gelassen hätte.

Als Privatkläger tritt an der Seite des Staatsanwaltes Daniel O. auf – der Sohn also, der Vormund, der sein geistig angeschlagenes Mündel mit einer grosskalibrigen Waffe (Smith & Wesson 357 Magnum) ausrüstete, damit es seine Hanfplantage bewache (wo man später noch andere Waffen fand). Immerhin wäre es vorstellbar gewesen, Daniel O. an der Stelle der Polizisten auf die Anklagebank zu setzen. Nur hätte die Story dann nicht mehr ins gewohnte Raster der «Rundschau» gepasst.

«Was wäre gewesen, wenn ...?» – Diese Frage in verschiedenen Varianten zog sich am letzten Montag beim Bezirksgericht Kriens wie ein Refrain durch den Prozess gegen die beiden Kaderleute der Luzerner Polizei. Hatte Ursula R. die Gespräche mit der Polizei wirklich abgebrochen, weil sie zur Kapitulation neigte? «Ich will nicht mehr interniert werden», erklärte sie ihrem Anwalt im letzten Gespräch, «ich will nicht mehr reden.» In diesem Sinne äusserte sie sich am Schluss auch gegenüber der Polizei: Sie habe mit dem Leben abgeschlossen und würde sich eher umbringen, als je wieder in die Klinik zurückzukehren.

### Eine geplante «Affekthandlung»

Doch Ursula R. war nicht dumm, sie wusste genau: Nach allem, was geschehen war, führte kein Weg mehr an einer Internierung vorbei. Konnte die Ruhe nicht auch bedeuten, dass sie sich damit abgefunden hatte, mit einer geplanten «Affekthandlung» aus dem Leben zu scheiden? Was wäre, wenn Bussmann und Achermann tatenlos gewartet hätten und der Worst Case eingetroffen wäre? Hätte man die beiden Polizisten dann wegen unterlassener Hilfeleistung vor Gericht gezerrt?

Es wären sodann auch noch ein paar juristische Fragen zu klären. Kann man Polizisten wirklich wegen «fahrlässiger Tötung» verurteilen, weil sie beim Versuch gescheitert sind, eine Sterbewillige am Suizid zu hindern? Der gesunde Menschenverstand wehrt sich dagegen. War Ursula R. wirklich derart von Sinnen, dass sie keinen rationalen Entscheid mehr fällen konnte? Die Anklage behauptet es einfach, ohne konkrete Belege zu liefern. Kann man Kommandant Achermann wirklich zum Vorwurf machen, dass er sich in einer Krise loyal hinter den Einsatzleiter Bussmann stellte und die Mitverantwortung übernahm, ohne alle Details zu hinterfragen? Man könnte darin auch Führungsstärke erkennen.

Und last, but not least: War es wirklich die Schuld der Chefs, dass sie nicht mit einem fehlerhaften Türschloss rechneten? Nicht einmal der Architekt, der das Haus renoviert hatte und den Bussmann vor dem Einsatz konsultierte, zog eine solche Panne in Betracht.

Das Urteil wird voraussichtlich am 27. Juni eröffnet. ○

# Sparta light

Die renommierte Jacobs Foundation will die frühkindliche Förderung unterstützen. Die Eltern sollen sich nur noch in der Freizeit mit ihren Kindern beschäftigen. Von Mathias Binswanger



Frühzeitig optimieren, allfällige Fehlentwicklungen erkennen und korrigieren.

Die einzige Phase im Leben eines Menschen, die bis heute noch weitgehend unreguliert verläuft, ist die frühkindliche von null bis vier Jahren. Doch damit soll jetzt Schluss sein. Das zumindest findet die 1989 von Klaus J. Jacobs (ja, der mit dem Kaffee) gegründete Jacobs Foundation, welche sich selbst die Mission verordnet hat, bis 2020 die Entwicklungsmöglichkeiten von Kindern und Jugendlichen unter zwölf Jahren auf der ganzen Welt zu verbessern. Da die ganze Welt aber ein bisschen gross ist, hat sich die Jacobs Foundation als Erstes einmal die Schweiz vorgeknöpft. Dort sollen eine Strategie und Qualitätsstandards für Angebote und Massnahmen in der

frühen Kindheit entwickelt werden. Im letzten Jahr erschien dazu ein Whitepaper unter dem Titel «Kosten und Nutzen einer Politik der frühen Kindheit», welches folgerichtig feststellte, dass der volkswirtschaftliche Nutzen einer solchen Politik beträchtlich ist. Und Ende Mai folgte nun eine bei Wissenschaftlern der Universitäten Freiburg und Genf in Auftrag gegebene Bestandsaufnahme des Ist-Zustands in der Schweiz.

### Für ein reibungsloseres Zusammenleben

Die Bestandsaufnahme stellt fest, dass die Schweiz ein Entwicklungsland bei der frühkindlichen Betreuung sei. Der Schlüsselbegriff

dabei lautet FBBE, was für frühkindliche Bildung, Betreuung und Erziehung steht. FBBE wird als gemeinsame Aufgabe von Familie, staatlichen und privaten Organisationen sowie der Politik betrachtet. Die Familie allein sei damit überfordert, da Eltern im Normalfall keine FBBE-relevante Ausbildung hätten. Stattdessen, so belehrt uns der Geschäftsführer des Stiftungsrates der Jacobs Foundation im Vorwort zur neuen Studie, müssten die Eltern dem Arbeitsmarkt voll erhalten bleiben. Im Klartext heisst dies, dass sie sich nur in der Freizeit mit ihren Kindern beschäftigen sollen. Das sei nur gut so, weil «familienextern gut geförderte und begleitete Kinder als Erwachsene besser qualifiziert sind, höhere Steuern zahlen und weniger Risikoverhalten zeigen».

Der Jacobs Foundation schwebt letztlich so etwas wie ein modernes «Sparta light» vor, wo die Politik im Leben eines Kindes von Beginn an kräftig mitmisch. Sparta war zwar nicht auf hochgebildete, aber dafür auf kriegstüchtige Bürger angewiesen. Diese Kriegs-

---

## Um in diese «bessere Welt» zu gelangen, braucht es grosse Anstrengungen.

---

tüchtigkeit konnte aber nur der Staat gewährleisten, indem er den männlichen Nachwuchs von klein auf konfiszierte und dank zielgerichteter Erziehung zu tüchtigen Krieger\*innen formte. Heute braucht es hingegen wirtschaftstüchtige Männer und Frauen, was wiederum nur gesichert ist, wenn professionell ausgebildete Sozialpädagogen, Kinderpsychologen, Logopäden, Ergotherapeuten, Familientherapeuten, Ernährungsspezialisten oder Bewegungstherapeuten, unseren Nachwuchs frühzeitig optimieren und allfällige physische oder psychische Fehlentwicklungen erkennen und korrigieren.

Doch es geht nicht nur um die unmittelbare wirtschaftliche Leistungsfähigkeit. Familienexterne Betreuungsangebote für Kleinkinder könnten in Zukunft auch ein reibungsloseres und konfliktfreieres Zusammenleben in einer multikulturellen Gesellschaft fördern. Die Kinder wären dann nicht mehr ungeschützt irgendwelchen fundamentalistischen oder leistungsfeindlichen elterlichen Erziehungsdoktrinen ausgesetzt. Stattdessen würden sie frühzeitig zum toleranten Umgang mit Menschen anderer Glaubensbekenntnisse ermuntert. Und sie würden von Anfang an auf gesunde Ernährung und sportliche Betätigung getrimmt, mit pädagogisch wertvollen Spielsachen stimuliert und wären schon mit vier Jahren kompetente Nutzer von Smartphones und Computern.

Um in diese «bessere Welt» zu gelangen, braucht es aber grosse Anstrengungen. Als Erstes, so sagt die Bestandsaufnahme, müsse viel

Forschung betrieben werden. Beispielsweise brauche es eine fortlaufende Bildungs- und Betreuungsberichterstattung, die Etablierung einer Qualitätsforschung, Professionsforschung im Bereich FBBE oder Sekundäranalysen wissenschaftlich anerkannter Daten. Vermutlich haben die an der Studie beteiligten Forscher der Universitäten Freiburg und Genf mit ihrer Forschungsagenda schon ein wenig an ihre eigene Zukunft gedacht, da sie sich wohl Chancen ausrechnen, selbst einige dieser Forschungsprojekte durchführen zu dürfen.

### Es gibt noch Hoffnung

Zweitens müsse die Ausbildung der im Bereich FBBE tätigen Menschen verbessert werden. Solange die Kompetenzen und Löhne des FBBE-Personals niedrig seien, könne keine Qualität erwartet werden. Also sollten neue Ausbildungsgänge mit FBBE-eigenem Master und Bachelor geschaffen werden, wovon dann auch der Bildungssektor profitiere. Und die in der Schweiz sowieso schon teuren Kinderkrippen und Tagesstätten erfahren auf diese Weise nochmals einen kräftigen Teuerungsschub. Denn in Zukunft dürfen sich dann nur noch Einrichtungen mit entsprechend geschultem und gutbezahltem Personal um Kleinkinder kümmern.

Drittens brauche es auch eine Qualitätssicherung, bei der man sämtliche Einrichtungen permanent kontrolliere und evaluiere. Man kann sich leicht vorstellen, dass zu diesem Zweck in Zukunft Dutzende von Qualitätsindikatoren definiert und erhoben werden. Insgesamt würden die ganzen Vorschläge in einem grossen Beschäftigungsprogramm münden, welches vielen Forschern, Lehrpersonen, Spezialisten, Controllern und Verwaltern weitere Arbeit verschafft. Und damit das ganze Vorhaben politisch gut abgesichert ist, wurde Ende 2016 die Koalition «Ready» gebildet ([www.ready.swiss/de](http://www.ready.swiss/de)), wo sich gemäss eigenen Angaben «bedeutende Koalitionspartner und Botschafter zusammengeschlossen haben, um die zuständigen Stellen für eine umfassende Politik der frühen Kindheit zu sensibilisieren».

Das eben geschilderte Zukunftsszenario ist symptomatisch für viele Entwicklungen in neuester Zeit. Früher ganz selbstverständlich ohne Ausbildung erbrachte Leistungen wie Kleinkindererziehung werden problematisiert, reglementiert, spezialisiert, optimiert und dauerhaft kontrolliert, was zu neuen Bürokratien und immer höheren Kosten führt. Doch es gibt noch Hoffnung: Wir können uns dafür einsetzen, dass die in diesem Artikel beschriebenen Vorschläge niemals Realität werden.

Mathias Binswanger ist Professor für Volkswirtschaftslehre an der Fachhochschule Nordwestschweiz in Olten und Privatdozent an der Universität St. Gallen.

## Sicherheit

# Brandgefährlich

## Die Risiken von Wärme-Isolationen werden heruntergespielt.



Wie ein Streichholz: Grenfell Tower in London.

Er bietet Stoff für Alpträume: der Grenfell Tower in London, der nach dem Brand von letzter Woche wie eine russgeschwärtzte Fackel in den Himmel ragt. Bei Redaktionsschluss war von 79 Todesopfern die Rede. Im Gebäude fehlten offenbar Sicherheitsvorkehrungen wie Feuermelder und Sprinkleranlagen. Manche Journalisten erklärten den verkohlten Turm mit den Sozialwohnungen darum flugs zum «Mahnmal mangelnder Menschlichkeit» (*Tages-Anzeiger*) und deuteten den Brand als Folge der «neoliberalen Vision» (*Blick*).

Was dem Schweizer Medienpublikum aber höchstens verschämt mitgeteilt wurde: Die Wärme-Isolation, die dem Hochhaus letztes Jahr verpasst worden war, führte dazu, dass dieses abbrannte wie ein Streichholz. Die Dämmung habe wie Benzin gewirkt, erklärte die Londoner Feuerwehr. Die entsprechenden Gefahren sind zwar seit Jahren bekannt und werden ausserhalb der Schweiz auch offen diskutiert. So hat der Norddeutsche Rundfunk vor fünf Jahren in einem Test nachgewiesen, dass Dämmstoffe aus Polystyrol besonders brandanfällig sind. Polystyrol wird auch in der Schweiz sehr häufig zur Gebäudesanierung verwendet.

Dennoch werden hierzulande die Brandgefahren heruntergespielt. Die Wärmedämmung von Gebäuden ist eine Art Heiligtum, schliesslich beruht die angestrebte Energiegewinnung massgeblich darauf. Wer nachfragt, wird mit Gemeinplätzen abgespeist. Die Vereinigung Kantonalen Feuerversicherungen betont, die hiesigen Vorschriften führten «bei korrekter Anwendung» zu «Gebäuden mit einer sehr hohen Personensicherheit und beherrschbaren Brandereignissen». Der Hauseigentümerverband weist auf «flammenhemmende Präparate» und Brandriegel hin, die zum Einsatz kämen. Beim Grenfell Tower haben die Flammen allerdings sämtliche Brandriegel in Windeseile übersprungen. *Alex Reichmuth*



Gegenrede

# Giraffen und Geissen

Es ist bewundernswert, was die Schweizer KMU leisten. Doch kann man das als «Schweizer Wirtschaftswunder» bezeichnen, wie es die *Weltwoche* kürzlich tat? Die Durchschnittsbetrachtung zeigt ein unvollständiges Bild.

Von Roland Goethe und Eva-Eliane Tammerna

Der vielmals gepriesene Aufschwung gilt nicht für alle Branchen und Unternehmensgrössen. Er gilt nur, wenn der Durchschnitt gemessen wird. Das ist aber so sinnbefreit, wie eine Giraffe neben eine Geiss zu stellen, um dann die Grösse des «Durchschnittstiers» zu berechnen. Das übergeht wesentliche Punkte und den Hauptteil der KMU, die 99 Prozent der Schweizer Unternehmen ausmachen. Trotzdem macht man es so, wie Jürg Zwahlen, Unternehmer und Mitglied der Wirtschaftskommission von Swissmechanic, feststellt: «Statistiken, soweit ordentlich ausgeführt, werden von der Politik oder den Medien zitiert oder interpretiert, aber mit Absicht oder auch aus Unkenntnis wird ein komplett falsches Bild gezeichnet.»

Ein kurzfristiger Aufschwung ist noch keine Erholung. Die Erfahrung, dass prognostizierte Auftragseingänge dann doch nicht den realisierten Umsätzen entsprechen, die durfte man im letzten Jahr schon machen. Zwahlen: «Gerne wird das «reale Bruttoinlandsprodukt» zitiert. Da sind wir dann definitiv bei den Giraffen und Geissen angelangt! Was ist real? Wo kommt der angebliche Zuwachs her? Es wird Jahre dauern, bis die Auswirkungen des Frankens auf den Sekundärsektor und den Werk- und Kompetenzplatz Schweiz sichtbar werden. Das aktuelle Kapitel der Schweizer Wirtschaftsgeschichte heisst «Deindustrialisierung»! Die im Artikel von Beat Gygi zitierten Herren Sturm, Vogt bis Hess werden mehr als nur recht behalten.»

## Wie viel Sport ist noch gesund?

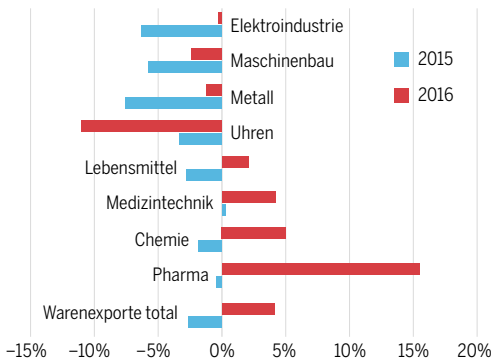
Die Exporte sind nicht für alle Unternehmen und Branchen wieder im Lot, schon gar nicht langfristig. Das Exportwachstum der Industrie ist fast einzig der chemisch-pharmazeutischen Industrie zu verdanken. Die Maschinen-, Elektro- und Metall (MEM)-Industrie ist stark betroffen und verzeichnet laut Eidgenössischer Zollverwaltung seit dem Frankenschock einen Exportrückgang von 2,14 Milliarden Franken. In der Durchschnittsbetrachtung wird auch hier der Währungsnachteil ausradiert, dies vor allem, da Zulieferbetriebe kaum von den angepriesenen Importgewinnen profitieren. Ein kleines Schweizer KMU kann keinen Welthandelspreis festlegen und muss Preisnachlässe gewähren, um noch verkaufen

zu können. Preisnachlässe gehen zu Lasten der Marge. Der Umsatz mag stimmen, aber nicht der Gewinn.

Und damit zum Margenproblem: Eine Studie der Universität St. Gallen zeigt deutlich: Ist ein Werkzeug «designed in Switzerland» 20 Prozent teurer, dann wird es nur noch von der Hälfte der Kunden gekauft. Wenn also ein ähnliches Produkt im Ausland billiger ist – verbilligt gerade durch den hohen Frankenkurs –, dann wird fleissig dort gekauft. Das kennen Konsumenten vom Einkaufstourismus her.

## Ungleiche Entwicklung der Exporte

Veränderungen der Ausfuhren 2016 gegenüber dem Vorjahr, nach Branchen, in Prozent



QUELLE: EZV

## «Blutige Spur»

Was macht also der Schweizer Werkzeughersteller? Er senkt den Preis, optimiert, was geht, und reduziert alle Kosten, soweit möglich. Da KMU naturgemäss klein sind, mussten sie bei den Neuverhandlungen von Preisen zu ihren Ungunsten nachgeben. Die Schweizer Industrie hat bereits mehrheitlich alle möglichen – ohne grossen Kapitalaufwand – erreichbaren Optimierungs- und Kosteneinsparungen umgesetzt. KMU sind höchst agil, innovativ und flexibel, eben weil sie klein sind.

Aber alles Weitere kostet zunächst Geld. In der Umfrage, die Swissmechanic zusammen mit der Fachhochschule St. Gallen durchführte, bezeichnen 51 Prozent der Mitgliedsunternehmen ihre Ertragslage als «nicht befriedigend». 40 Prozent haben Schwierigkeiten bei neuen Geschäftsmodellen und Strategien, weitere 42 Prozent bei der Digitalisierung und Automatisierung der Pro-

duktion. Wenn der Ertrag ungenügend ist, lösen sich die Reserven für Investitionen auf. Zinsgünstiges Kapital von der Geschäftsbank zu erwarten, ist realitätsfern.

Laut Swissmem hat ein Viertel aller MEM-Betriebe 2016 die Investitionen zurückgefahren. Auch Oliver Müller, Direktor von Swissmechanic, stellt fest: «Die Maschinen laufen weit über ihre Nutzungsdauer hinaus, von Robotik, Digitalisierung und anderen Aufrüstungen ganz zu schweigen.» Es fehlen den KMU die Mittel für die notwendigen Innovationen.

Not macht erfinderisch. Ja – aber wenn der Erfinder dabei noch überleben würde, wäre es auch gut. Letztlich geht es oft genug um den Entscheid, das Geschäft aufzugeben oder ins Ausland abzuwandern.

Zu hören ist von der nötigen Fitnesskur der Schweizer Wirtschaft. Wenn aber der Verlust von über 14 500 Arbeitsplätzen als volkswirtschaftliches Fitnessprogramm gelten soll, muss man sich fragen, ob so viel sportlicher Ehrgeiz gesund ist für den nachhaltigen Erhalt der Schweizer Wirtschaft und ihrer Innovationsfähigkeit.

Analoges gilt für die Lehrlingsausbildung: Die KMU sind mit 70 Prozent aller Lernenden die grössten Ausbilder der Schweiz. Private Betriebe wenden pro Jahr 2,8 Milliarden Franken für die Lehrlingsausbildung auf, in Eigenleistung.

Ein Fünftel aller MEM-Betriebe hat ihre Produktion ganz oder teilweise ins Ausland verlagert, 46 Prozent erwägen weitere Verlagerungen in den nächsten drei Jahren. Im Ausland nimmt der Personalbestand der Schweizer Industrie kontinuierlich zu. Nochmals: Oft haben die KMU diese Auslandsoption nicht, sie schliessen und geben auf. Eine «blutige Spur» – da ist Hans Hess, Präsident Swissmem, zuzustimmen.

Roland Goethe ist FDP-Politiker und Präsident von Swissmechanic, dem Arbeitgeberverband der KMU in der MEM-Branche.

Eva-Eliane Tammerna ist Leiterin Wirtschaftspolitik und Öffentlichkeitsarbeit bei Swissmechanic.

# Hitzealarm im Alpenland

Das Bundesamt für Umwelt warnt die Schweizer vor den tödlichen Gefahren einer Hitzewelle. Der kollektive Wahnsinn wird bewusst geschürt und wissenschaftlich verbrämt.

Von Silvio Borner

Wer sich wie ich am Sommeranfang nach heissen Tagen sehnt, wurde in der NZZ vom Sonntag eines Besseren belehrt: «Extreme Temperaturen fordern Hunderte Tote». Im Hitzejahr 2015 waren es gemäss dem Basler Tropeninstitut sage und schreibe 804, im 2003 gar 976 Hitzetote, also jeweils das Doppelte oder Dreifache der Verkehrstoten im selben Jahr. Die Zahlen der Verkehrstoten sind exakt dokumentiert, diejenigen der Hitzetoten wurden aufgebauscht und durch den schiefen Vergleich mit den Verkehrstoten absichtlich dramatisiert. Das Bundesamt für Umwelt liess sich den Steilpass vom Basler Tropeninstitut nicht entgehen und entwickelte gleich ein Programm, das selbst vor städtebaulichen Massnahmen nicht haltmacht.

## Mehr Vor- als Nachteile

Der dänische Statistiker Bjørn Lomborg hat berechnet, dass die Erwärmung weltweit die Zahl der Kälteopfer stärker sinken als die Zahl der Hitzetoten ansteigen lässt. Den Tod durch Erfrierung kann man eindeutig nachweisen, und die Kälte ist weltweit sicher das grössere Problem als die Wärme. Die präsentierten Zahlen zu den schweizerischen Hitzetoten jedoch basieren auf rein hypothetischen Schätzungen. Es handelt sich um die Differenz zwischen den im Durchschnitt erwarteten und den tatsächlichen Todesfällen in den Sommermonaten und betrifft (analog einer gewöhnlichen Grippe) vor allem chronisch kranke, ältere und geschwächte Menschen mit einer nur noch kurzen Lebenserwartung. Diese selektive Betroffenheit wird von den Forschern jedoch mit dem Argument bestritten, unmittelbar nach der Hitzewelle sei kein Rückgang der To-

desfälle zu beobachten gewesen. Daraus kann man aber auch den gegenteiligen Schluss ziehen, dass die Abweichung der Todesfälle im Sommer eher zufällig war.

Im Gegensatz zu den hitzegefährdeten Gruppen ist jedes Verkehrstopfer ein unglückliches Einzelschicksal, das zu sehr viel mehr verlorenen Lebensjahren und bei Schwerverletzten zu lebenslangen Behinderungen führt. Aber gemäss den Forschern des Tropeninstituts sind eben im Jahr 2015 auch elf Kinder auf-

## Ist es wirklich eine Staatsaufgabe, in Zügen und Bussen «kostenloses Trinkwasser» zu verteilen?

grund der Hitze gestorben, was jedoch rein statistisch im Zufallsbereich liegt. Aber wer ein Kind im Auto an der prallen Sonne einsperrt, kann nicht der Hitze die Schuld zuschieben, sondern handelt grob fahrlässig, wenn nicht gar kriminell.

In einer besonders guten Badesaison überhitzen sich effektiv ein paar unbeaufsichtigte Kinder mehr, was aber auch nicht die Schuld der Sonne ist, sondern der Eltern. Oder wenn der Kanton Basel-Stadt das Air-Conditioning verbietet, um Energie zu sparen, ist die Verantwortung für die fehlende Abkühlung in Alters- und Pflegeheimen ebenfalls klar (Air-Conditioning ist übrigens die sinnvollste Verwendung des praktisch wertlosen Solarstroms über die Mittagszeit im Sommer). Ist es wirklich eine Staatsaufgabe, in Zügen und Bussen «kostenloses Trinkwasser» zu verteilen, statt in diesen öffentlichen Transportmitteln einfach zuverlässige Kühlsysteme einzusetzen?

Die Schweiz scheint bezüglich Klimawandel von einer Art kollektivem Wahnsinn befallen zu sein, der aber von oben ganz bewusst geschürt und wissenschaftlich verbrämt wird: «Der Klimawandel führt zu tausend Hitzetoten», lautet die falsche Botschaft. Es wird tendenziell wärmer, aber daran können wir uns anpassen, und das bringt gerade in unseren Breitengraden eher mehr Vorteile als Nachteile. Die Aussicht auf eine neue Eiszeit wäre jedenfalls unvergleichlich schlimmer.

## Selbst Afrika hat grössere Probleme

Also geht es den Bundesämtern nur darum, uns mit der Moralkeule noch mehr Angst vor dem Klimawandel einzujagen und uns so zu veranlassen, selbst die absurdesten staatlichen Eingriffe zu schlucken. Oder erklären Sie doch bitte einmal einem Inder, der während Wochen Temperaturen von über vierzig Grad im Schatten ausgesetzt ist, dass die Schweiz von tödlichen Hitzewellen bedroht sei und der Staat deshalb drastische Massnahmen ergreifen müsse! Aber selbst in Afrika sind Hitze und Dürre nicht die grössten Probleme, sondern Kriege, Korruption, Stammesfehden und unkontrollierte Geburtenraten. «Klimaflüchtlinge» ist somit ebenfalls eine falsche Bezeichnung in dieser Klimahysterie.

Den wahren Fluchtgründen kann man nicht mit heuchlerischen und moralisierenden Abkommen begegnen. Das Abkommen von Paris ist ein solcher Papiertiger, der im schweizerischen Polit-Zoo als Vorzeigexemplar für den Rest der Welt zum Leben erweckt werden soll – mit verheerenden Folgen für unsere Wirtschaft und unseren Wohlstand. Und ohne den geringsten Einfluss auf die Klimaentwicklung. ○

**35 JAHRE SPICK**

Mach mit beim grossen Jubiläums-Wettbewerb!  
gratulation.spick.ch

**JETZT PROFITIEREN**

**KNIE** JETZT SPICK-ABO ABSCHLIESSEN & GRATIS IN DEN ZIRKUS GEHEN!

www.spick.ch

EMPFOHLEN VON DER Stiftung Lesen



Im entscheidenden Moment am richtigen Ort: Fifa-Präsident Infantino.

# Macher aus der neuen Generation

Als Nachfolger von Sepp Blatter versprach Gianni Infantino, die Fifa zu reformieren und den Fussball zu entfilzen. In den Medien ist die Anfangseuphorie bereits verflogen. Was ist an den Vorwürfen dran? Bilanz nach dem ersten Amtsjahr. Von Thomas Renggli

Der 26. Februar 2016 sollte eine Zeitenwende auf dem abgründigen Rasen der Sportpolitik markieren. Mit 115:88 Stimmen setzte sich der Schweizer, präziser: der Walliser Gianni Infantino in der Wahl zum Fifa-Präsidenten gegen den favorisierten Scheich Salman aus Bahrain durch. «Wir werden das Image der Fifa wiederherstellen und Glaubwürdigkeit schaffen», versprach der heute 47-jährige Italo-Schweizer.

Sein Reformcredo begeisterte weitherum. Seinem Vorgänger Sepp Blatter warf Infantino vor, er habe ihm einen Scherbenhaufen hinterlassen. Infantino spezifizierte seine Mission: Die Reformen, von denen einige bereits eingeleitet waren, seien das Wichtigste. Der Präsident solle künftig nicht als allmächtiger Pate wirken, sondern eher als eine Art Verwaltungsratsvorsitzender die Korrektheit aller Abläufe überwachen. Die operative Führung liege beim Generalsekretär, sprich: beim CEO.

Fünfzehn Monate später ist die Anfangseuphorie verflogen. Die Medien, die bereits Vorgänger Blatter mitleidlos unter Feuer nahmen, haben die Zielfernrohre wieder fest montiert. Der *Tages-Anzeiger* nennt Infantino einen «Totengräber der Reformen». Die *Neue Zürcher Zeitung* bezeichnet ihn als «schmierigen Funktionär» und die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* als «Nar-

ziss». Und der *Spiegel* in neckischer Anspielung auf zwei Reizfiguren: «Donald Blatter».

## Schweigen und staunen

Am Fifa-Hauptsitz auf dem Zürichberg blieb seit Infantinos Amtsübernahme kaum ein Stein auf dem anderen. Es gab über achtzig Entlassungen, das ganze Management wurde ersetzt, die sozialen und medizinischen Projekte, deren sich die Fifa selbst in den Augen ihrer Kritiker zu Recht gerühmt hatte, wurden gestrichen. Sogar die Putzquipe musste das Feld räumen. Es herrsche ein Klima der Einschüchterung und der Angst, klagen Angestellte. Ein langjähriger Fifa-Mitarbeiter sagt: «Infantinos Motivation ist, alles auszulöschen, was Sepp Blatter geschaffen hat.» Dazu gehören schon fast absurd anmutende Details. Als Nächstes soll der Slogan «For the Game. For the World» aus dem Erscheinungsbild des Verbands entfernt und das bisher in Gelb gehaltene Fair-Play-Logo blau angemalt werden. Der gleiche Kritiker ergänzte: «Infantino ist in kurzer Zeit mächtiger geworden, als es Sepp Blatter je war.»

Sind es die Unkenrufe, die immer ertönen, wenn irgendwo ein Neuer das Ruder übernimmt? Wie ist Infantinos Leistung nach einem guten Jahr fair zu beurteilen? Als Richtmass le-

gen wir seine eigenen Absichtserklärungen der Beurteilung zugrunde. Anlässlich des ersten von Infantino geführten Kongresses – im Mai 2016 in Mexiko – entschied der Fifa-Council (die Exekutive), dass er während eines Jahres über die Zusammensetzung der Aufsichtsgremien (Ethikkommission sowie Audit- und Compliance-Kommission) bestimmen kann. Zuvor hatte dieses Recht im Sinne der Gewaltentrennung beim Fifa-Kongress (dem Parlament) gelegen.

Erstaunlich war die Wahl von Fatma Samoura zur Generalsekretärin. Infantino hatte die Senegalesin dem Council kurzfristig in Mexiko vorgeschlagen und damit ein Bewerbungsverfahren, in dem die Qualifikation geprüft wird, verunmöglicht. Die frühere Uno-Diplomatin ist im Fussball eine Quereinsteigerin. Infantino strich diesen Punkt als entscheidenden Faktor hervor: «Sie wird frischen Wind in die Fifa bringen.» Aus Fifa-Kreisen heisst es dagegen: «Samoura hat drei wichtige Eigenschaften: Sie ist eine Frau, eine Afrikanerin und hat von Fussball keine Ahnung.» Wie die Rollen verteilt sind, wurde am Rand der Council-Sitzungen im Oktober 2016 deutlich. Samoura schritt zur Lagebeurteilung vor die Medien. Zum Sprechen kam sie aber nicht. Infantino ergriff das



Wort und hielt einen 45-minütigen Monolog. Samoura sass daneben, schwieg und staunte.

### «Er liebt den Fussball und hat Visionen»

An ihrem fehlenden Mitspracherecht hat sich seither nichts geändert. Ende März 2017 solidariserte sie sich in einem Interview mit der *Sonn- tagszeitung* zu «100 Prozent» mit den Schlüssel- figuren der Ethikkommission, dem Schweizer Untersuchungschef Cornel Borbély und dem deutschen Richter Hans-Joachim Eckert. Am 10. Mai beschloss der Fifa-Council, die beiden nicht zur Wiederwahl vorzuschlagen. Die neuen Chefethiker heissen Maria Claudia Rojas (Kolumbien) und Vassilios Skouris (Griechen- land). Infantino erklärte diesen Schritt mit «geopolitischen Überlegungen». Die Fifa sei kein «Deutsch-Schweizer Verein» – alle Erd- teile müssten in den Gremien vertreten sein.

Mit der in Aussicht gestellten Vervierfachung der Zuschüsse an die Mitgliederverbände (von einer Million auf vier Millionen Dollar für einen Vierjahreszyklus) sowie der Verdop- pelung derjenigen an die Konföderation (von 22 auf 40 Millionen) hat sich der Präsident den Zuspruch der Basis gesichert. Ob er dieses Geld in wirtschaftlich rückläufigen Zeiten je auszah- len kann, steht auf einem anderen Blatt. 2016 wies die Fifa erstmals seit 14 Jahren einen Ver- lust (369 Millionen Dollar) aus. Infantino macht dafür Altlasten aus der Ära Blatter sowie die Umstellung auf ein neues Buchungsverfahren verantwortlich. Doch es gibt auch andere Grün- de: Allein aus der Behandlung der Rechtsfälle wurden 50 Millionen Dollar fällig. Ausserdem sind die Sponsoreinnahmen rückläufig. Emirates und Sony beendeten ihre Engage- ments. Samsung zog sich vorzeitig zurück. Un- ter Infantino konnte noch kein neuer Partner gewonnen werden. Und im Land des nächsten WM-Organisators Russland hält sich die öffent- liche Vorfreude in Grenzen: Für die Hauptpro- be, den in diesen Tagen stattfindenden Konfö- derationen-Pokal, liegt der Billett-Verkauf weit unter den Erwartungen (200 000 statt 700 000 Tickets). Für das laufende Jahr rechnet die Fifa mit einem Verlust von 489 Millionen Dollar.

Das passt schlecht zum Image von Infantino, der sich in seiner Uefa-Zeit als seriöser und gewinnorientierter Geschäftsmann profiliert hat. In der Fifa dagegen ist er bisher vor allem mit personellen Umbesetzungen beschäftigt. Von den vorherigen Direktoren beliess er nur den Chef der Rechtsabteilung, Marco Villiger, im Amt – einen alten Weggefährten, mit dem Jurist Infantino als Uefa-Generalsekretär enge Bande geknüpft hatte.

Wer ist Gianni Infantino? Er wuchs als Sohn italienischer Einwanderer im Oberwallis auf. Vater Vincenzo stammt aus Reggio di Calabria im Süden des Stiefels, Mutter Maria aus dem nördlichen Brescia. Kennengelernt hatten sie sich auf dem Bahnhof Brig. Bis zur Eröffnung des Gotthardtunnels war Brig das Walliser Tor

zur Welt, der Umschlagplatz des internationa- len Personen- und Güterverkehrs. Und mitten drin: Mama Maria Infantino mit ihrem legen- dären Kiosk «Perron 1» und Vater Vincenzo, der Service-Angestellte des Bahnhofbuffets.

Infantinos Fussballkarriere begann auf einem Platz beim Spital, der eher an einen Kar- toffelacker erinnerte. Für Infantino aber war es das perfekte Terrain. Rinaldo Arnold, der Präsi- dent des FC Brig-Glis, erinnert sich an die ge- meinsame Zeit bei der dritten Mannschaft – in den Niederungen der fünften Liga. Schon da- mals stellte er das grosse organisatorische Ta- lent von Gianni fest: «Er spielte eine spezielle Rolle, war Mädchen für alles, hat geholfen, die Mannschaft zu gründen, war Manager, hat Tur- niere organisiert, Trainer gesucht und Trans- fers eingeleitet.» Diese Qualitäten entwickelten sich quasi aus der Not. Denn als Kicker war er eher eine Verlegenheitslösung: «Ich hatte zwei linke Füsse», sagt Infantino über sich selber.

Seine Botschaft («Der Fussball ist zurück in der Fifa, die Fifa ist zurück im Fussball») unter- strich er in den letzten Monaten gerne mit Auf- tritten alternder Grössen. Unter anderem hat Infantino den früheren kroatischen Internati- onalen Zvonimir Boban sowie den holländi- schen Alt-Goalgetter Marco van Basten ins Fifa- Management berufen. Diego Maradona zog er als Berater bei.

Von der alten Fifa-Garde vermochte sich ein- zig Jean-Paul Brigger länger als ein Jahr im Amt zu halten. Brigger verfügt über die Referenz von 35 Länderspielen für die Schweiz. Darauf legt Infantino Wert. Denn an der Seite seiner fussballerisch versierten Mitarbeiter betritt er gerne den Rasen. Immerhin beurteilt er seine eigenen Fähigkeiten realistisch: «Toreschiessen jene, die dafür zuständig sind.» Gute Noten er-

hält er von Brigger für seine Präsidialarbeit: «Gianni ist ein Macher aus der neuen Genera- tion.» Den Vorwurf, dass es Infantino nur um den Machterhalt gehe, will Brigger nicht gelten lassen: «Er liebt den Fussball und hat Visionen. Er löst sich von alten Mustern und packt die Chance.» Allerdings funktioniert Brigger selbst offenbar nach alten Fifa-Mustern. Die Chance, beim FC Basel als Delegierter des Verwaltungsrats und Schlüsselfigur im operativen Bereich einzusteigen, nutzte er Anfang Juni, ohne zu zögern. «Das ist wie als Stürmer im Sechzehner – da musst du schnell entscheiden», sagt er.

### Gespür für Mehrheiten

Gianni Infantino hat in der Fifa einen Kultur- und Klimawandel bewirkt. War Sepp Blatter ein volksnaher Patron, der den Weltverband wie einen Familienbetrieb führte und der am Morgen zuerst den Portier und dann die Putz- equipe per Handschlag begrüsst, gibt sich Infantino distanziert und businessorientiert. Brigger sagt: «Er agiert wie ein Topmanager aus der Wirtschaft.» Fakt bleibt: Infantino war im entscheidenden Moment am richtigen Ort. Als Uefa-Präsident Michel Platini suspendiert wur- de, trat er resolut in die Lücke.

Mit seiner direkten Art vermochte der neue Mann an der Fifa-Spitze selbst die Gralshüter des Spiels zu überzeugen: die Mitglieder des für Regeländerungen zuständigen International Football Association Board. So wurden etwa die Türen für den Videobeweis geöffnet: «Das hätte er nie geschafft, wenn er nicht absolut überzeu- gend aufgetreten wäre», sagt Brigger.

Frühere Uefa-Weggefährten sind von Infan- tinos Offensivstrategie nicht überrascht. «Gianni war von Beginn weg sehr ambitiös», sagt ein ehemaliger Spitzenfunktionär des europäischen Verbandes, der seinen Namen nicht in der Zeitung lesen möchte, «als Jurist weiss er genau, wie weit er gehen kann. Ausser- dem überzeugt er durch sein Auftreten und seine Dossier-Sicherheit.» Gleichzeitig besitzt er offensichtlich ein hervorragendes Gespür für Mehrheiten. Als es 2007 zur Kampfwahl um das Uefa-Präsidium zwischen dem Schweden Len- nart Johansson und Michel Platini kam, lieferte Infantino dem Franzosen seine volle Unterstüt- zung – und wurde nach Platinis Erfolg zum Generalsekretär der Uefa befördert. Aus dieser Zeit besitzt er jenes Netz von Kontakten zu den nationalen Verbänden, das ihm im Februar 2016 zu seiner Wahl zum Fifa-Präsidenten verhalf.

Infantino geht unbeirrt vorwärts – selbst in Zeiten, in denen die Kritik in ähnlicher Inten- sität über ihn niedergeht wie einst über seinen Vorgänger Blatter. Dabei hatte man seinen Leistungsausweis bei der Fifa ursprünglich als ungenügend eingestuft. Mit einer Bewerbung für eine Stelle in der Rechtsabteilung scheiter- te der Jurist einst im Selektionsverfahren. Die zweite Chance nutzte er zum spektakulären Karrieresprung. ○

## DIE SCHÖNSTEN ORTE DER WELT

### Nepal

**André Lüthi, CEO Globetrotter Group**

46 Mal durfte ich bisher Nepal besuchen – erstmals als junger Globetrotter vor 32 Jahren. Diese erste Begegnung hat viel in mir ausgelöst, ja mein Leben verändert. Die Menschen, die Kultur, die Religionen und die Natur haben mich auf eine fast unerklärliche Weise berührt. Es ist mir, als hätte ich da schon einmal gelebt. Bei jeder Reise entdecke ich Neues – auch in mir. Die Widersprüche in diesem Land, die Lebensfreude der Menschen, obwohl sie am Rande der Existenz leben, der Himalaja und die Gewissheit, dass vieles in Nepal nicht erklärbar ist, werden mich immer wieder dorthin reisen lassen.





Essay

## Was von der EU übrigbleibt

Der Versuch zum Aufbau eines europäischen Bundesstaats durch die Hintertür ist gescheitert. Deutschland erscheint als grosser Gewinner dieser Entwicklung, wichtige europäische Kernländer wie Italien und Frankreich sind die Verlierer.

Von Konrad Hummler

Für eine Analyse kommt es sehr darauf an, als welche Art Gebilde man die EU einstuft. Klassisch ist die Sichtweise eines Zusammenschlusses von befreundeten Nationen zu einem neuen Ganzen *sui generis*. Demnach entspricht die EU dem Versuch, ja der faktisch vollzogenen Hinwendung souveräner Staaten zur teilweisen Aufgabe ihrer selbst und zur Einbringung in ein übergeordnetes System, dem seinerseits mangels begriffswesentlicher Elemente keine echte Staatlichkeit zukommt. Einer «Wirtschaftsunion» nach Lehrbuch entspricht die EU längst nicht mehr.

Etwas salopp könnte man sie Quadratur des Zirkels nennen, deren offenkundige Mängel wie das Demokratiedefizit und die Bürgerferne, wie die seltsame Dreiecks-Governance zwischen Ministerrat, Kommission und dem kompetenzarmen Parlament, wie die atemberaubend schuldenorientierte Finanzierung sozusagen aller gemeinschaftlichen Entitäten über Garantien für (überschuldete) Mitgliedsländer und so weiter durch die hohen Ziele einer stabilen europäischen Friedensordnung und eines wohlfahrtspendenden Binnenmarkts kompensiert werden. Die EU kommt ohne ein solches konkretisierendes, auf über-

geordnete Zielsetzungen ausgerichtetes, normatives Suffix nicht aus.

Und genau darin liegt analytisch das Problem des Gebildes: Durch die intrinsisch bedingte Infragestellung ebendieser Zielsetzungen implodiert es rein begrifflich. Friedensordnung: Wegen (intrinsisch bedingter) Nichtbeherrschung der Zuwanderungsproblematik und der Binnenwanderung besteht die Wahrscheinlichkeit, dass wesentliche europäische Länder politisch ins Extreme kippen. Wohlfahrt: Wegen (intrinsisch bedingter) währungs- und geldpolitischer Verzerrungen und der Unmöglichkeit, Ungleichgewichte anders als über politisch gesteuerte Fiskal- und Transfermechanismen auszugleichen, haben sich Wohlfahrtsverluste ergeben, die sich in nach wie vor schreckenerregender Arbeitslosigkeit und viel zu tiefen Wachstumszahlen äussern, dies wohl gemerkt bei einer völlig haltlos akkommodativen Geldpolitik der Europäischen Zentralbank.

Eine gemeinsame Währungsunion kann nur funktionieren, wenn die Mitgliedsländer gleiche Wirtschaftszyklen und ähnliche Strukturen aufweisen. Dies war von Beginn weg nicht gegeben. Mit der Aufnahme neuer Länder aus dem Osten Europas wurde untermauert, dass es we-

niger um eine Wirtschaftsunion als um eine gemeinsame «politische Union» geht. Deswegen kann man sich alternativ das Gebilde der EU als den Versuch eines echten, d.h. gewöhnlichen Nation-Building, Aufbaus eines europäischen Bundesstaats, vorstellen. So wurde und wird viel Gewicht auf die Existenz eines Menschen gelegt, der Europäer heissen und den Deutschen, Italiener, Franzosen, Ungarn und Griechen bald einmal ablösen soll.

Staatsvolk Europäer also. So wurde das «Staatsgebiet» laufend erweitert, namentlich nach dem Fall der Berliner Mauer unter dem Begriff der «Osterweiterung», bis Russland 2015 dem Treiben in der Ukraine ein vorläufiges Ende setzte. So übertrug man über das Schengen- und das Dublin-Abkommen wesentliche Aufgaben zur Gewährleistung der inneren und äusseren Sicherheit an das übergeordnete Gebilde, und man errichtete mit dem Europäischen Gerichtshof auch eine ultimative Instanz, die gemeinsamem Recht zum Durchbruch verhelfen kann. Staatsgewalt also.

Die Triade Staatsvolk – Staatsgebiet – Staatsgewalt gemäss Jellinek wäre also (teilweise) erfüllt, die Staatlichkeit entsprechend

### «Kleinstaat Schweiz – Auslauf- oder Erfolgsmodell?»

Kein Zweifel: Konrad Hummler und Franz Jaeger legen eine Streitschrift vor, die es in sich hat. Trotz Titel in Frageform («Kleinstaat Schweiz – Auslauf- oder Erfolgsmodell?») darf das Buch als flammendes Plädoyer für eine selbstbewusste Schweiz gelesen werden. 24 Autoren, von Micheline Calmy-Rey über Gerhard Schwarz bis zu Martin Janssen, Reiner Eichenberger, Beat Kappeler und Hermann Lübke, behandeln in einzelnen Aufsätzen die drängendsten Gegenwartsfragen des Landes.

Und natürlich die Herausgeber selbst! Franz Jaeger, emeritierter HSG-Professor und wortmächtig-anwaltschaftlicher Haudogen für eine liberale Wirtschaftspolitik, nebst Konrad Hummler, ehemaligem Privatbankier, der heute dank den Freiheiten eines Privatiers eine vielleicht noch spitzere

Feder führt als früher. Die Publikation ist eine überarbeitete Auflage eines 2011 publizierten und heute vergriffenen Buchs, «Stadtstaat – Utopie oder realistisches Modell?». Die jetzt erscheinende Neuschrift hat sich von utopischem Ballast und vom missverständlichen Begriff des «Stadtstaats» weitgehend befreit und geht schnurstracks dorthin, wo es weh tut: zur Beziehung der Schweiz mit der Europäischen Union.

#### Hinwendung zu den USA

Rasch wird klar: Die liberalen Vordenker sehen das Brüsseler Imperium düster. So düster, dass ein Konrad Hummler, dessen Wegelin-Bank in einem New Yorker Gerichtssaal ein unverdient bitteres Ende fand, der Schweiz empfiehlt, jenseits des Atlantiks Schutz zu suchen: Die «Angriffsflächen und Erpressungspotenziale» seitens der EU seien so zahlreich, so Hummler,

dass die Schweiz «längerfristig um eine gewisse Protektion durch einen grossen Bruder nicht herumkommen» dürfte. «Der logische Partner sind die USA.»

Die «Option des EU-Beitritts» falle heute «ebenso ausser Betracht wie eine zusätzliche Annäherung». Laut Hummlers Analyse nähert sich die EU dem ittelalterlichen Lehnswesen an: Alles hängt an Brüsseler «Totalgarantien», die langfristig unerfüllbar sind. Immer mehr Entscheidungen werden der demokratischen Kontrolle entzogen und den «weitgehend selbsternannten oligarchischen Strukturen elitärer Technokraten» überantwortet. Doch kann ein solches *nation building* per Brüsseler Dekret gelingen? Wie hoch ist langfristig die Überlebenswahrscheinlichkeit für die EU? Florian Schwab



*Schwer überbrückbares Ungleichgewicht:* Italiens Präsident Mattarella (l.), deutsche Kanzlerin Merkel.

gegeben. Zudem hat sich durch die Einführung der Einheitswährung, wenigstens auf einem Teil des Staatsgebiets, auch noch ein zusätzliches kohärenzstiftendes Element ergeben, genauso durch die verschiedenen gemeinschaftlichen Stabilitäts- und Fördermechanismen wie den EFSE, den ESM und den EFSI, die eine dem mittelalterlichen Lehenswesen ähnliche Reichsbildung von oben nach unten bewirken. Der Vorstellung der EU als Staatsgebilde stehen allerdings der Mangel einer ausdrücklichen Verfassung und die Lücken im Aufbau, am offenkundigsten im Fehlen einer eigenen Streitmacht, entgegen. Nur: Auch England, unbestrittenermassen eine Nation, hat keine ausdrückliche Verfassung. Und: Das Militärische war halt in Europa seit je an die Nato bzw. extraterritorial an die USA delegiert.

**D**ie EU, nicht gedacht als Gebilde sui generis, sondern als gewöhnliches Land, kommt ohne normativen Suffix aus. Innerer Frieden und Wohlfahrt gehören ohnehin zur Begrifflichkeit eines Staats. Und so gesehen kommt einer gewöhnlichen Nation Europa auch keine übergeordnete Moralität zu im Vergleich zu anderen gewöhnlichen Nationen

wie Deutschland oder Italien oder Frankreich; europhile Rhetorik, wie sie gerade in Deutschland bis zum Exzess gepflegt wird (keine politisch korrekte Rede ohne Glaubensbekenntnis

### Wahrscheinlich ist, dass gelegentlich aus der Asche neue europäische Phönixe emergieren.

zur «Union»), wäre dann ganz gewöhnlich nationalistische Rhetorik, im Fall von Deutschland vielleicht mit kompensatorischem Charakter, weil man das eigene Land ja als Nation nicht lieben darf. Das Bild der EU als Versuch des Aufbaus einer Nation hat zudem und vor allem aber auch den Vorteil, dass man ohne die Komplikation, es mit einem Gebilde sui generis mit Suffix zu tun zu haben, völlig leidenschaftslos auch vom Scheitern des Nation-Building sprechen kann.

Aus derzeitiger Sicht ist das so: Ja, der Versuch zum impliziten Aufbau eines europäischen Bundesstaats ist gescheitert. Die präexistenten, kohärenzgefährdenden Differenziale zwischen den einzelnen Teilen Europas haben sich über die vergangenen Jahre ausgeweitet. Deutschland erscheint als grosser



*Schulden-orientiert:* EZB-Chef Draghi.

Gewinner dieser Entwicklung, wichtige europäische Kernländer wie Italien und Frankreich als Verlierer. Mit dem Austritt Grossbritanniens wird sich ein schwer überbrückbares Ungleichgewicht innerhalb der Union ergeben. Die Lösung der wesentlichsten Herausforderungen zur Sicherstellung von Frieden und Wohlfahrt rückt in immer weitere Ferne, derweil die Schuldenfrage immer wieder gespenstisch aus dem Orchestergraben auftaucht.

Die Überlebenswahrscheinlichkeit eines solchen Gebildes ist gering. Seine Teile, die einzelnen Mitgliedsländer, werden immer weniger Vorteile im Kollektiv sehen und aus internen politischen Gründen gezwungen sein, sich selber um die eigenen Probleme zu kümmern. Dies ist übrigens eine Entwicklung, die schon munter Momentum angenommen hat: So rief Wien selbstständig die früheren Vasallenstaaten aus dem Habsburgerreich zur Schliessung der Balkanroute zusammen, um den Migrationsströmen einen Riegel zu schieben, derweil Bundeskanzlerin Merkel ohne viel EU-Support bilateral und recht risikoreich ein ähnlich ausgerichtetes Separatabkommen mit der Türkei vermittelte.

**W**ahrscheinlich ist, dass gelegentlich aus der Asche neue europäische Phönixe emergieren, sorgsam eingepackt in eine politisch korrekte Begrifflichkeit der «Weiterentwicklung» der Union. Aber das, was einmal angedacht war, wird es in dieser räumlichen Ausbreitung und diesem Vertiefungsgrad nicht mehr lange geben. Man mag das bedauern oder auch nicht, doch hier geht es um eine möglichst passionslose Beurteilung Europas und dessen instabiler und unwägbarer Zukunft.

Bei diesem Text handelt es sich um einen Vorabdruck aus dem neuen Buch «Kleinstaat Schweiz – Auslauf- oder Erfolgsmodell?», herausgegeben von Franz Jaeger und Konrad Hummler. NZZ Libro. 256 S., Fr. 44.–

Konrad Hummler war Teilhaber der Privatbank Wegelin und Verwaltungsratspräsident der NZZ. Heute ist er Partner der Beratungsfirma M1.

# «USA sollten aus OECD austreten»

Grover Norquist kämpft seit Ronald Reagans Tagen für tiefere Steuern in Amerika. Er ist der Vordenker der Steuerpolitik von Donald Trump. Was ist zu erwarten? Was bedeuten die massiven Steuersenkungen für die Schweiz? Ein Treffen in Washington. *Von Florian Schwab*

Es ist der Satz, der Amerika zwischen konservativ und links spaltet: «Ich verspreche den Steuerzahlern, dass ich gegen jeden Versuch stimmen werde, die Steuern zu erhöhen.» Über 90 Prozent aller republikanischen Abgeordneten haben den «Taxpayer Protection Pledge» unterschrieben, das «Schutzversprechen gegenüber den Steuerzahlern» der Lobby-Truppe Americans for Tax Reform (ATR).

Am ATR-Hauptsitz, wenige Gehminuten vom Weissen Haus entfernt, treffen wir Grover Norquist – den Mann, der den «Pledge» vor über zwanzig Jahren erfunden hat und damit über politische Karrieren in der Partei entscheidet: Wer als Republikaner das Gelöbnis nicht unterschreibt, wird von ATR öffentlich als unsicherer Kantonist gebrandmarkt und gerät unter empfindlichen Rechtfertigungszwang.

Norquist, Nachfahre vorwiegend norwegischer Einwanderer – eine Grossmutter stammt aus Stein am Rhein –, ist sich sicher: Unter Trump bleibt im internationalen Steuergefüge kein Stein auf dem anderen.

**Mr Norquist, für die meisten Leute sind Steuern einfach eine unerfreuliche Tatsache. Nicht so für Sie: Steuern sind das bestimmende Thema Ihres Lebens.**

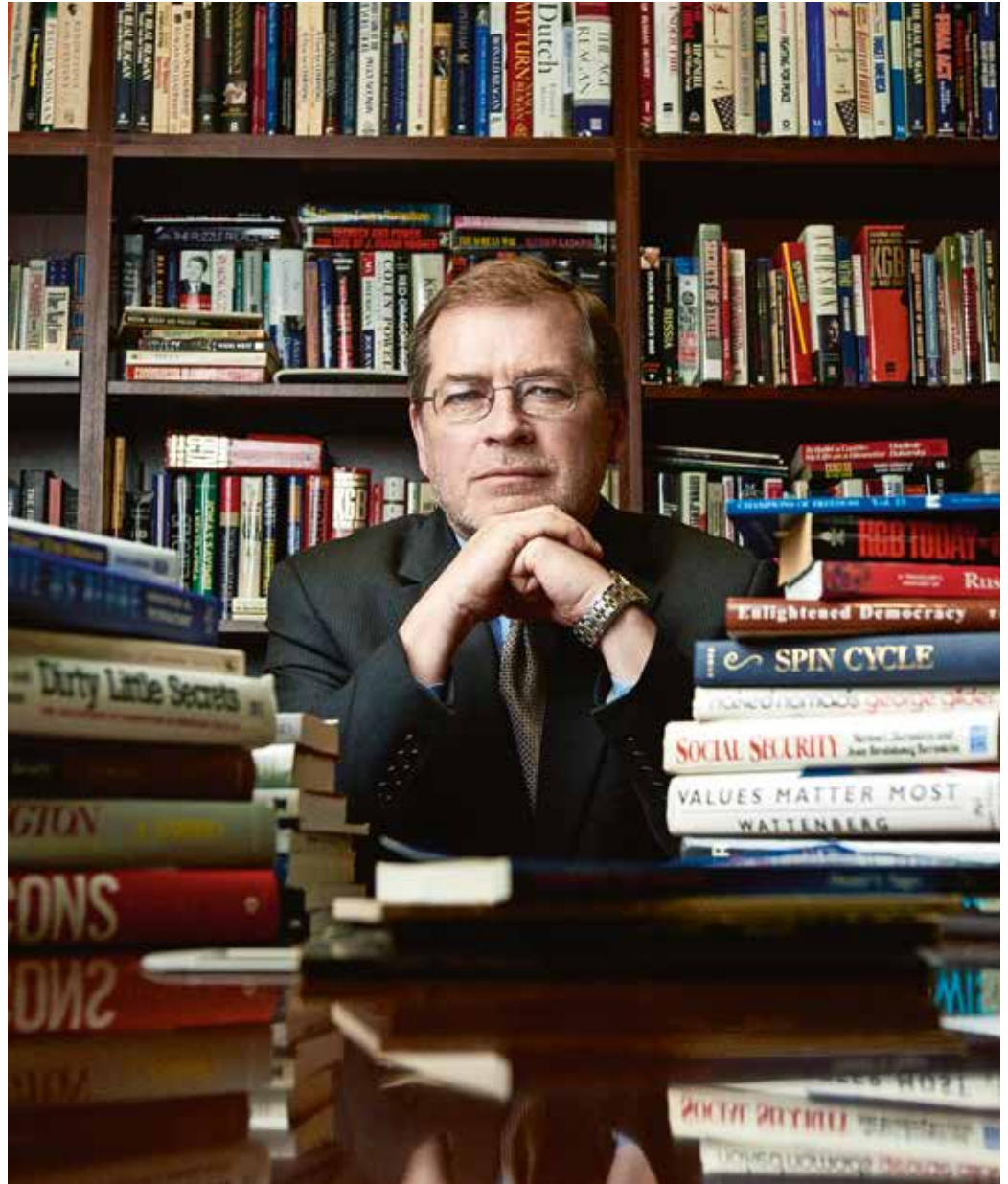
Es gibt eine Konstante in der amerikanischen Geschichte: Um die Freiheit des Einzelnen zu schützen, ist es zentral, den Staat nicht zu gross werden zu lassen. Wenn man den Kampf um die Steuern verliert, hat man auch in anderen Bereichen bald keine Freiheit mehr.

**Wie hat sich dieser Kampf in den letzten dreissig Jahren entwickelt, seit Sie Americans for Tax Reform gegründet haben?**

Reagan trat 1980 als Steuersenker an. Und er gewann. Damals waren viele Republikaner noch nicht so klar für einen schlanken Steuerstaat. Heute weiss jeder, dass die Republikaner für tiefere Steuern sind und die Demokraten für höhere.

**Welchen Beitrag leistete Ihr «Pledge» zur Einigung der Republikaner bei diesem Thema?**

Präsident Bush senior hatte das Versprechen unterschrieben. Doch er brach es und erhöhte die Steuern. Die Wirtschaft stürzte in eine Rezession, und Bush schaffte die Wiederwahl nicht. Damals haben die Republikaner verstanden: «Die Steuern sind das



«Mein stärkster Verbündeter im Weissen Haus? Donald Trump!»: Lobbyist Norquist.

wichtigste Thema, das uns von den Demokraten trennt.» Seither hat es nie mehr Steuererhöhungen gegeben, als die Republikaner entweder die Präsidentschaft innehatten oder auch nur eine der beiden Kammern im Kongress beherrschten. Als Folge davon konnten in den vergangenen zwanzig Jahren die Demokraten nur in jenen vier Jahren die Steuern erhöhen, in denen sie die Alleinherrschaft hatten. In den sechzig Jahren zuvor war es fast kontinuierlich aufwärtsgegangen. **Wie bringen Sie seit 1994 regelmässig fast alle Republikaner dazu, Ihren Pledge zu unterschreiben und das Versprechen einzuhalten?**

Unter Ronald Reagan sahen die Republikaner, dass Steuersenkungen die Wirtschaft ankurbelten. Bei Bush senior erlebten sie das Gegenteil. Also konnte jedermann die Verbindung zwischen tiefen Steuern und hohem Wirtschaftswachstum und tiefem Wirtschaftswachstum und hohem Steuern erkennen. Und diejenige zwischen einem eingehaltenen Steuersenkungsversprechen und gewonnenen Wahlen und einem gebrochenen Versprechen und Wahlniederlagen. Gegen Steuererhöhungen zu sein, ist also sowohl ökonomisch richtig als auch politisch klug. Das macht das Instrument so erfolgreich: Es

ist eben nicht einfach ein weiteres Politiker-versprechen, das nach Belieben gebrochen werden kann. Politiker brechen ihr Wort die ganze Zeit, wenn es Graustufen gibt. Hier geht das kaum. Ein Satz – ja oder nein. **Momentan halten die Republikaner beide Kammern des Kongresses, und Trump hat im Wahlkampf mit Steuersenkungen aufgetrumpft. Was versprechen Sie sich von seiner Steuerreform?**

In diesem Jahr bringen wir die umfassendste und dramatischste Steuerreform seit sehr langer Zeit zustande – grösser und besser als jene von Ronald Reagan 1982 und 1986. Die Gewinnsteuer für Unternehmen geht von 35 auf 15 oder 20 Prozent herunter. Das ist gut für das Wirtschaftswachstum. Bei den natürlichen Personen verdoppeln wir den Freibetrag, unter dem man keine Einkommenssteuern bezahlt. Zudem senken wir auch hier querbeet alle Sätze. Wir schaffen die Erbschaftssteuer ab. Das Steuerrecht

### «Die Leute wandern von dort, wo die Steuern hoch sind, dorthin, wo sie tief sind.»

wird einfacher. Ferner wollen wir zurück zu einem territorialen Steuersystem, in dem jeder Staat seine Einwohner und Unternehmen besteuert. Also ohne Fatca und dergleichen. Private und Unternehmen sollen ihr Geld zurück in die USA holen können, ohne dass dies steuerlich bestraft wird.

**Der Steuerreform wird im Parlament ein schwerer Stand prophezeit. Zu viele Interessengruppen profitieren von den komplizierten Steuergesetzen.**

Es gibt keinen Republikaner, der gegen Steuersenkungen ist. Die ganze Geschäftswelt steht hinter der Senkung der Gewinnsteuer auf 15 oder 20 Prozent. Ob es Spielraum für 15 oder 20 Prozent gibt, ist zu diskutieren. Bei weniger wichtigen Themen gibt es vielleicht noch mehr zu deuten. Aber für mich ist klar: Die Reform kommt durch, und sie wird eine massive Steuersenkung zur Folge haben.

**Welche Folgen zeitigt dies für den Staatshaushalt der USA?**

Im Gesetz steht, dass der Kongress über eine Dauer von «mehr als fünf Jahren» gewisse Einbussen ausgleichen muss. Zwischen 1974 und 1994 hat man sich immer an Fünfjahreszyklen orientiert. Dann kam Clinton und hat diese Zeitspanne auf zehn Jahre erhöht. Es spricht nichts dagegen, sie jetzt auf 20 oder 25 Jahre zu erhöhen. Das halte ich für wahrscheinlich. Mit einer 25-Jahres-Perspektive können Sie die Steuern viel stärker senken, weil sich das dadurch erzeugte Wirtschaftswachstum stärker niederschlägt.

**Wie wird die Steuerreform von den Wählern aufgenommen werden?**

Sie wird höchst populär sein. Das durch sie ausgelöste Wirtschaftswachstum wird auch jene überzeugen, die jetzt noch den Kopf schütteln. Wenn wir dieses Jahr die Reform durchbringen, dann verteidigen die Republikaner ihre Mehrheiten im Parlament 2018 und Trump wird 2020 glänzend wiedergewählt werden. Der ganze Unsinn in Sachen Trump, über den man sich jetzt aufregt, wird verschwinden, wenn die Wirtschaft brummt und es neue Jobs gibt.

**Angesichts dieser Aussichten machen sich in der Schweiz viele Sorgen über die eigene Standortattraktivität für Konzernzentralen.**

Ich war gerade in Australien und habe dort die Führung des Finanzdepartements getroffen. Sie sagten: «Wenn ihr Amerikaner auf 15 Prozent heruntergeht, dann müssen wir uns auch bewegen.» Ich nehme an, die Schweiz muss dasselbe tun. Sobald wir die Steuerreform durchhaben, wird ATR eine Kampagne starten für eine Senkung der Gewinnsteuern auf 10 Prozent. Ich glaube, dass der erste Schritt so viel Wachstum schafft, dass die Amerikaner sagen: «Mehr davon!» Man darf nicht vergessen: Eine Wirtschaft, die wächst, ist auch dem Freihandel gegenüber freundlicher eingestellt.

**Welche Bedeutung haben die Bemühungen der OECD, die Besteuerung international zu harmonisieren?**

Wie das Ölpreiskartell Opec wird auch die OECD zunehmend erfolgloser und überholt. Die Vereinigten Staaten sollten aus der OECD austreten und ihr kein Geld mehr geben, solange sie sich als Hochsteuer-Kartell aufführt. Die Leute wandern von dort, wo die Steuern hoch sind, dorthin, wo sie tief sind. Wer bei Steuerthemen die Bürger mit einer Art Berliner Mauer einsperren muss, sollte sich fragen, ob er nicht etwas falsch macht. Politiker sollten von jenen lernen, die es besser machen, und nicht den Überbringer der schlechten Botschaft jagen. Wenn die USA ihre Steuern aggressiv genug senken, dann wird es für die OECD viel schwieriger, Länder wie die Schweiz und Liechtenstein zu attackieren.

**Wer ist Ihr stärkster Verbündeter im Weissen Haus?**

Trump. Am Tag der Nominierung von Gorsuch für den Obersten Gerichtshof waren wir mit ihm zu zehnt im Roosevelt Room. Er sagte: «Grover ist derjenige, der mich wirklich mag, weil wir eine hervorragende Steuersenkung erreichen werden.» Die anderen Anwesenden beeilten sich, zu versichern, dass sie Trump auch mögen. (Lacht) Im Ernst: Trump ist sehr entschlossen beim Steuerthema, und er weiss, dass er in uns einen starken Verbündeten hat. Ich bin sehr glücklich. Es wird grossartig. ○



## Trumps Woche

### «Brutales Regime»

**Nordkorea, Kuba und Nahost im Fokus des US-Präsidenten.**

Nach dem tragischen Tod von Otto Warmbier hat Präsident Trump Nordkorea als «brutales Regime» verurteilt. Der US-Student war fast siebzehn Monate lang in einem nordkoreanischen Gefängnis eingesperrt gewesen. Während einer Studienreise habe er angeblich ein Propagandaschild gestohlen und wurde zu fünfzehn Jahren Straflager verurteilt. Seit März lag Warmbier im Koma. Am 13. Juni wurde er von einem medizinischen Team evakuiert und zu seiner Familie in Ohio zurückgebracht, wo er ein paar Tage später starb. «Wir werden mit ihm umzugehen wissen», sagte Trump über das Regime von Kim Jong Un.

Trump hat die Kuba-Politik seines Vorgängers Obama teilweise revidiert und Reisemöglichkeiten sowie Geschäftsbeziehungen mit der Inselnation für US-Bürger eingeschränkt. «Ich hebe den komplett einseitigen Deal der letzten Administration mit Kuba auf», sagte Trump in Miami. Er versprach, man werde «die Verbrechen des Castro-Regimes offenlegen».

Nach dem Abschuss eines syrischen Kampfflugges durch US-Streitkräfte hat Russland Vergeltung angekündigt. Der Abschuss sei ein «Akt der Aggression». Moskau hat alle Kontakte zu US-Streitkräften ausgesetzt. Es ist das erste Mal seit dem Balkan-Krieg vor achtzehn Jahren, dass ein US-Kampfflug eine feindliche Maschine abgeschossen hat. US-Generalstabschef Joseph Dunford kündigte an, «auf verschiedenen Ebenen» an einer Wiederaufnahme der Kontakte zu Russland zu arbeiten.

Trumps Schwiegersohn und persönlicher Berater, Jared Kushner, machte sich auf den Weg in den Nahen Osten. Zusammen mit Trumps Nahost-Unterhändler Jason Greenblatt führt er Einzelgespräche mit Israels Premier Netanjahu und Palästinenserführer Abbas. Offenbar habe die US-Regierung den Friedensprozess «tatsächlich zu einem Objekt der höchsten Priorität» erklärt, kommentierten Medien. Präsidentensprecher Sean Spicer kündigte an, man werde das Vertrauen nutzen, das bei der jüngsten Visite Trumps in der Region gewonnen worden sei, und die «Verhandlungen nicht in der Öffentlichkeit führen».



Wer nicht kooperiert, landet auf der Strasse: fünfstöckige Wohnblöcke ausserhalb des Moskauer Stadtzentrums.

## Brief aus Moskau

# Mein Haus ist mein Kreml

Von Wolfgang Koydl — Proteste gegen die Korruption in Russland beherrschen die Schlagzeilen. Viel kritischer für Moskau ist der Zorn verunsicherter Wohnungsbesitzer.

Ausser Russisch spricht Raissa Bykova keine weitere Sprache, aber vor kurzem hat sie einen englischen Spruch gelernt: «My home is my castle» – und weil sie «home» wie «chome» ausspricht, als ob sie mit Metallspänen gegurgelt hätte, hört es sich gleich noch viel entschlossener an.

Das mit der Burg muss man freilich eher allegorisch verstehen. Knapp vierzig Quadratmeter, aufgeteilt auf zwei Puppenstübchenzimmer nebst winziger Küche und Mikrobade, entsprechen grössenmässig eher der Keme-nate eines Burgfräuleins.

Aber Raissa und ihr Mann Grigori leben seit mehr als dreissig Jahren in diesem fünfstöckigen Wohnblock im Moskauer Vorort Kunzewo. Es ist ihr Nest, das sie sich gemütlich eingerichtet haben, einschliesslich der braun-gemusterten Teppiche, wie sie in vielen russischen Wohnungen an die Wände genagelt sind – als Lärm- und Kälteschutz.

### Instinktives Misstrauen

Vor allem aber sind die vier Wände ihr Eigentum. In den ersten Wendejahren nach dem Sturz des Kommunismus wurden Millionen sowjetischer Mieter über Nacht zu Eigentümern ihrer Wohnungen. Für zahllose Russen war dies der einzige greifbare Nutzen, den

sie persönlich von dieser politischen Zeitenwende hatten. Doch nun greift der Staat nach ihrem Besitz.

Nicht, dass Moskauer Bürgermeister Sergei Sobjanin das so formuliert hätte, als er im Februar mitteilte, dass seine Verwaltung bis zu 8000 sogenannter *chruschtschowki* abreißen und durch brandneue Gebäude ersetzen würde. Diese nach dem damaligen Parteichef Nikita Chruschtschow benannten Plattenbauten

### Für zahllose Russen waren die eigenen vier Wände der einzige Nutzen aus der Zeitenwende.

waren in den fünfziger Jahren hochgezogen worden, um die Wohnungsnot zu lindern. Vorher teilten sich oft mehrere Familien eine Wohnung. Auch die Bykows lebten in einer solchen Kommunalka.

Fassaden, Treppenhäuser und die Höfe fielen dem Sowjetverfall anheim, die auf fünfzig Jahre veranschlagte Lebenserwartung der Billigbauten war längst überschritten. Deshalb glaubte die Führung, dass die schätzungsweise 1,6 Millionen von der Massnahme betroffenen Moskauer hellauf begeistert sein würden, in ein neues Apartment zu zügeln.

Es war eine Fehlkalkulation. Russen misstrauen ihren Führern instinktiv – vor allem, wenn diese versprechen, nur ihr Bestes zu wollen. Erschwerend kam die Instinktilosigkeit dazu, mit der die Stadt ihre alternativlose Offerte unterbreitete: Nur eine einzige Neubauwohnung wird angeboten, die bloss von der Grösse her vergleichbar ist, aber nicht vom Marktwert. Wird dieses Angebot abgelehnt, werden die Eigentümer per Gerichtsbeschluss auf die Strasse gesetzt.

Die Folge waren zahllose Proteste, von denen der grösste mehr als 20 000 Menschen auf die Beine brachte. Potenziell noch gefährlicher für den Staat – und sehr ungewöhnlich für Russland: Überall in den betroffenen Quartieren bildeten sich Nachbarschaftskomitees. Es ist nicht nur die Furcht vor dem Verlust des Eigentums, welche die Menschen umtreibt, sondern auch die Sorge, aus ihren zentrumsnahen, gut vernetzten Quartieren an die entfernte Peripherie der Millionenmetropole ziehen zu müssen.

Unter dem Eindruck der Proteste ist Sobjanin zurückgerudert und bietet neue Konditionen – zumal sich auch Präsident Wladimir Putin warnend geräuspert hat. Nächstes Jahr stellt er sich zur Wiederwahl, und da kann er kein negatives Signal brauchen, wenn im September Moskau Stadtrat und Bürgermeister wählt.

Die staatlich gelenkten Medien versuchen den Protest als unpolitisch darzustellen – in Unkenntnis des politischen Kernsatzes, laut dem jede Politik lokale Wurzeln hat. Realistischer äusserte sich Denis Wolkow vom unabhängigen Meinungsforschungsinstitut Lewada: «Wenn die Behörden die Flammen nicht bald löschen, wird die Situation explosiv.» ○

# Königsmörder und Königsmacher

Nach dem katastrophalen Wahlergebnis in Grossbritannien gibt es immerhin eine gute Nachricht: Mein Freund Michael Gove ist wieder zurück im Kabinett.

Von James Delingpole

Noch vor zwei Wochen konnte der Tory-Politiker Michael Gove nicht damit rechnen, von Premierministerin Theresa May, die ihm herzliche Abscheu entgegenbringt, aus der Versenkung zurückgeholt zu werden. Doch im Zuge ihres jüngsten Revirements hat May, geschwächt und ernüchtert, dem Druck nachgegeben und Gove zum Minister für Umwelt, Ernährung und ländliche Angelegenheiten gemacht. Das heisst also, dass einer der führenden Brexiteers beim letztjährigen EU-Referendum nunmehr seinen rechtmässigen Platz am Kabinetttisch in Downing Street, im Zentrum der Macht, eingenommen hat.

Nicht jedem wird das gefallen. Michael Gove ist ein «Marmite-Mann» – so geheissen nach dem Aufstrich, den man einfach mag oder hasst. Als Freund und Weggefährte seit dreissig Jahren gehöre ich zum Lager der Govianer. Ich kann aber verstehen, dass manche Leute (ob Linke oder Konservative) ihn wegen seines Verhaltens gegenüber Boris Johnson im vergangenen Jahr verabscheuen.

Wir erinnern uns: Johnson, seinerzeit Bürgermeister von London, strohblonder Wuschelkopf und Everybody's Darling, der gern griechische Philosophen zitiert, wurde nach David Camerons demütigender Brexit-Niederlage allgemein als Nachfolger gehandelt. Doch im letzten Moment entzog ihm sein Mitstreiter Gove die entscheidende Unterstützung, und in der Folge wurde die anämische, roboterhafte Brexit-Gegnerin Theresa May in das Amt der Premierministerin gehievt.

Gove ist ein grosser Fan von «Game of Thrones». Im Internet findet man die Stegreifrede, die er in meinem Garten hielt, in der er sich mit dem anständigen, mutigen, aber unbeliebten Zwerg Tyrion Lannister identifiziert. Nach der Episode mit Boris wird er jedoch für alle Zeiten mit einer unsympathischeren Figur assoziiert – dem treulosen Königsmörder Kingslayer.

«Warum Gove? Warum?», fragen sich seine Freunde seitdem, ohne eine halbwegs überzeugende Antwort zu finden. Gove hat eine enervierende Art, unangenehme Fragen mit Abschweifungen und frivolem Kichern zu parieren. Aber höchstwahrscheinlich war es so: Gove hatte erst spät erkannt, dass Boris, der Exzentriker, am Ende kein zuverlässiger Premierminister sein würde und er selbst viel geeigneter wäre.

Gove – belesen, extrem intelligent, schlagfertig, witzig, bescheiden, höflich und mit ungewöhnlichem Hintergrund (er ist der Adoptivsohn eines Labour wählenden Fischfabrik-

besitzers in Aberdeen und einer Laborassistentin) – wäre ein guter Premierminister. Schon allein wegen seiner Reden würde es sich lohnen.

## Moralische Prinzipien

Er brillierte, genau wie Boris, als meisterhafter Debattierer in der Oxford Union und kann überhaupt wunderbare Stegreifreden halten – bei einer Hochzeit, bei der Buchpräsentation eines Freundes oder im Unterhaus – so scharfsinnig, eloquent, komisch und dabei absolut

## Gove ist ein «Marmite-Mann» – so geheissen nach dem Aufstrich, den man einfach mag oder hasst.

auf den Punkt, dass man annehmen könnte, er habe den Text wochenlang eingeübt.

Doch den Job eines Premiers wird er nie bekommen, weil er sich (als Bildungsminister) zu viele Feinde gemacht hat. Mit seinen radikalen Reformen – strengere Lehrpläne und Prüfungen, weniger staatliche Aufsicht für die Schulen – war er der durchsetzungsstärkste Minister in der generell blassen Regierungszeit von David Cameron. Seinen Erfolg – hart erkämpft gegen den Widerstand einer linken Bildungselite – bezahlte er damit, dass die Konservativen ihn als «zu riskant» abschie-

ben, und deshalb machte Cameron den Fehler, ihn aus dem Kabinett zu entfernen.

Es war ein Fehler, weil Gove, der bis dahin uningeschränkte Loyalität bewiesen hatte, sich vor dem EU-Referendum als Brexiteer outete und damit Cameron herausforderte. Vielleicht hätte er das ohnehin getan. Anders als viele seiner Kollegen hat Gove Grundüberzeugungen: sozialliberal in Sachen gleichgeschlechtliche Ehe und Gefängnisreform (er war, wenn auch nur kurze Zeit, ein aufgeschlossener Justizminister), aber kompromisslos in Bezug auf die EU und die islamistische Bedrohung, die er schon 2006 in seinem Buch «Celsius 7/7» beschrieb.

In einer Welt, in der Loyalität und Parteigehorsam höher bewertet werden als moralische Prinzipien, hat das seiner Karriere nicht unbedingt geholfen. Aber selbst diejenigen, die Veranlassung haben, ihn abzulehnen, bringen ihm insgeheim Bewunderung entgegen. Das gilt vielleicht sogar für Boris Johnson. Bei der Kür des nächsten Premierministers wird es interessant sein, zu sehen, für wen Gove Partei ergreift. Ein Königsmörder mag er sein, er ist aber auch ein potenzieller Königsmacher.

James Delingpole, Jahrgang 1965, ist Brite, ehemaliger Musikkritiker und zählt heute zu den bekanntesten politischen Kolumnisten und Bloggern seines Landes.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



*Sinnig, eloquent, komisch:* britischer Umweltminister Gove.

# Wahrhaftig ein Riese

Ich habe Helmut Kohl auf seiner letzten grossen Auslandsreise nach Brunei begleitet. Dort wollte ich mich bei ihm bedanken. Doch dann verliess mich der Mut.

Von Matthias Matussek

Niemals hätte Helmut Kohl, der Kanzler der Einheit, seine Deutschen «diejenigen» genannt, «die schon länger hier leben». Die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* nannte ihn in ihrem Abschied mit Recht «pater patriae», den Vater der geeinten Nation, des Heimatlandes.

Tatsächlich war Helmut Kohl ein Patriot, wie er in der abgehobenen politischen Kaste nicht mehr zu finden ist, erdschwer, ein in Werten und letztlich im Glauben verwurzelter Katholik, verwachsen mit der Geschichte seines Landes, mit der Erfahrung des Krieges, der ihm seinen Bruder genommen hatte, und mit der grossen Friedenssehnsucht in den Jahren danach.

Ja, er hat dieses Land und seine Menschen verkörpert, weil er ihnen ähnlich war, er hatte das Bauchgefühl für den einfachen Mann und dessen Wünsche und Sorgen. Nie hätte er diesem die Umerziehung nach Ideen eines Nanny-Staates zugemutet, erst recht nicht den ideologischen Masterplan zur nationalen Selbstauflösung.

Er glaubte an diese Nation im Gegensatz zu den Grünen und anderen, die, von schuldhafter Untergangsehnsucht beflügelt, unter Spruchbändern wie «Deutschland verrecke» krakeelten. Die linke Intelligenz und mit ihr die veröffentlichte Meinung stand gegen ihn. Selbst am Abend des Mauerfalls piffen sie ihn aus vor dem Schöneberger Rathaus.

Aber er wollte die «geistig-moralische Wende», den Abschied der 68er. Und er wollte, wie *Zeit*-Redaktor Assheuer pikiert anmerkte, Gelder sammeln, «um eine grosse Untersuchung anzustellen über die Vaterlandsverräter und Leugner der deutschen Einheit. Etwa bei bestimmten Machenschaften der ARD.»

## «Chapeau, Kanzler!»

Helmut Kohl mit seinem Aquarium im Büro war kleinbürgerlich, Bauchmensch. Und nur dadurch wurde er zur historischen Figur. Wie er 1989, unbeirrt seinem Gefühl folgend, den «Mantel der Geschichte» ergriff, wie er mit dem amerikanischen Präsidenten George Bush enge Freundschaft schloss und sich mit Gorbatschow auf eine Mauer über dem Rhein setzte und mit ihm über den Fluss der Geschichte sinnierte, wie er anpackte und seiner Frau Hannelore den Zehnpunkteplan in die Reiseschreibmaschine diktierte, das alles war grosse Staatskunst, gepaart mit hoher emotionaler Intelligenz.

Selbst Rudolf Augstein, ein Nationalist mit historischer Tiefenschärfe, dessen *Spiegel* den Pfälzer jahrelang als «Birne» verspottet hatte, hat sich schliesslich im Einheitsjahr 1990 vor

ihm verneigt, als jüngere Geschichtsblindere von «Zwei-Staaten-Lösungen» oder anderem gefaselt haben. Er schrieb: «Chapeau, Kanzler!»

Sie alle hatten ein Gespür für die Tradition eines Volkes, die Chesterton einst die «Demokratie der Toten» nannte – auch die Opfer, auch die Vergessenen hatten ein Mitspracherecht in der Frage der Einheit.

Sicher hatte Kohl Glück. Fast wäre er auf dem Parteitag im Sommer 1989 von der zweiten Parteigarde (Späth, Geissler, Süsmuth) weggeputscht worden, als die Nachricht durchsickerte, dass Ungarn die Grenzzäune durchschnitten habe. Da war der schwarze Riese, war der Staatsmann Kohl aufgewacht und hielt die Zügel in der Hand und gab sie nicht mehr her.

Und hielt sie, und hielt sie zu lange. Er brach das Versprechen, das er seinem Kronprinzen Schäuble gegeben hatte, und trat statt seiner noch einmal selber zur Wahl 1998 an und verlor. Er hielt sich für unersetzlich.

Ich hatte ihn auf einer seiner letzten grossen Auslandsreisen 1997 begleitet. Nun, nicht

## Da war der schwarze Riese aufgewacht und hielt die Zügel in der Hand und gab sie nicht mehr her.

direkt begleitet, denn als Reporter des verhassten *Spiegels* bekam ich keinen Platz in der Kanzler-Maschine.

So flog ich ihm erster Klasse voraus nach Brunei, dessen Sultan er zum Auftakt einer grossen Asien- und Pazifiktour besuchen wollte, und stand ausgeruht und erfrischt auf dem Rollfeld, als die Kanzler-Maschine landete – es war ein ungewollt komisches Unternehmen und sicher einer der lustigsten Jobs, den ich je für den *Spiegel* erledigt hatte.

Gereizt sah er aus, der Kanzler, als er aus dem Flugzeug stieg und, auf der obersten Stufe der Gangway verharrend, die Sonne verdunkelte. Verärgert. Womöglich wegen des Sechzehn-Stunden-Fluges, womöglich, weil er den Bordfilm schon kannte, womöglich auch, weil ihm damals das Regieren keinen Spass machte. «Ganz sicher aber auch», schrieb ich, «wegen der Tatsache, dass der Sultan von Brunei nur seinen kleinen Bruder geschickt hat, um ihn, das Denkmal der deutschen Einheit, zu begrüssen.»

Rund achtzig deutsche Delegationsmitglieder schwankten die Hintertreppe hinab und bauten sich zerknittert und übermüdet am roten Teppich auf – Bonner Beamte, Unterneh-

mer und Journalisten –, und alle stellten sich insgeheim die Frage der Fragen: «Was zum Teufel sollen wir hier?» Eine Klassenfahrt zum Äquator, Auftakt einer elftägigen Reise, die weiter nach Australien, Neuseeland und Hongkong führen sollte.

Weiter weg konnte man gar nicht sein vom deutschen Schlamassel in jenen Tagen, der Kanzler galt zu Hause als Verkörperung des Reformstaus, und hier, an der Nordküste Borneos, stimmten die Eckdaten: Die Sonne schien, das Geld sprudelte in Form von Öl aus der Erde, Steuerstreit gab es nicht, weil es keine Steuern gab, ja der Standort Brunei klang seinem Namen nach, als hätten ihn sich zwei deprimierte Ministerialbeamte am Telefon zusammengeträumt.

## Er verschluckte das Licht

Seit 1967 herrschte der Sultan unangefochten über mittlerweile 295 000 Untertanen und 800 Polopferde in klimatisierten Ställen, er beschäftigte rund 60 Prozent der Bevölkerung beim Staat, also bei sich selber, doch er tat noch mehr. Rund 10 Prozent der Bevölkerung waren mit ihm verwandt – «Und so was», dachte ich damals, «schafft selbst der Kanzler der deutschen Einheit nicht, zumindest nicht in den Monaten bis zur nächsten Wahl.»

Am frühen Abend hatte sich die Gereiztheit des Kanzlers gelegt. Leutselig gesellte sich Kohl zu den «Pressefritzen» am Pool-Restaurant, und schlagartig wurden die Frotzeleien frommer, erstarben die Gespräche schliesslich ganz, und urplötzlich, wie durch ein Wunder, schrumpften gestandene Journalisten und TV-Stars zu Kindern, die mit allem, was sie sagten, immer nur das eine versprachen: lieb zu sein.

Ich war dem Kanzler durchaus dankbar, denn ohne sein entschlossenes Handeln zur Einheit hätte ich die Liebe meines Lebens, meine Frau, nicht kennengelernt, die nach dem Mauerfall im Roten Rathaus in Ostberlin arbeitete. Ich wollte mich also bedanken. Als wir zusammen vor dem Buffet standen – ich hinter ihm –, verliess mich der Mut. Er war wahrhaftig ein Riese. Sein Sakko wie ein Einmannzelt. Er verschluckte das Licht. Und er griff mit der Zunge in die Spaghettischale und häufte sich jenen Berg auf den Teller, den Riesen brauchen, um satt zu werden. Wenn er rauskriegt, dachte ich in blitzschneller Güterabwägung, dass da einer vom *Spiegel* hinter ihm stand, hätte er mich todsicher rausschmeissen lassen.

Und er war wehrhaft, dieser Koloss.





**Vater der Einheit und Baumeister Europas:** Kohl mit Mitterrand in Verdun, 22. September 1984.

Mir ging die Szene durch den Kopf, wie er von linken Chaoten mit Eiern beworfen worden war. Da stürzten sich diese zwei Zentner Kanzlermasse über die Absperrung hinweg, um sich den linken Vogel rauszugreifen und womöglich zu vermöbeln. Aber der wurde wahrscheinlich später von seinen antifaschistischen *buddies* gefeiert mit seiner Heldentat des zivilen Widerstandes.

Nun gut, Kohl genoss seine Macht an jenen Abenden unter den Journalisten, sie lachten, wenn er lachte, und notierten, dass der königliche Palast mit seinen 1778 Zimmern der grösste der Welt war, also ungefähr so gross wie Bonn. Der Marmor der Moschee stammte aus Italien,

alles schon global damals – und noch keine Probleme mit islamistischen Killern.

Man sprach über die Hauptfrau des Sultans, ein Beamter erinnerte an ihre Shoppingtour durch die lokalen Juweliengeschäfte in Bonn zugunsten der jüngsten Tochter, für die ein Diadem gesucht wurde. Schliesslich wurde die passende Platin-Diamant-Kreation gefunden und gleich fünfmal in Auftrag gegeben, «weil die Kleine», so die Sultansgattin, «die Dinger immer wieder verliert».

Männer in schweissdurchtränkten Sommeranzügen, Bootsfahrten durch Pfahlbauten, «Apokalypse Bonn» unter sengender Sonne

mit Strategiegesprächen, «der Schröder muss es nächstes Jahr machen, das ist doch der einzige Sozi, der noch gewinnen will».

Und Schröder wurde es prompt, ein Jahr später, mit der einfachen Losung: «Danke, Kanzler!» Sechzehn Jahre sind genug. Und dann kam die Parteispendenaffäre und «das Mädchen» aus dem Osten, Angela Merkel. Sie erledigte den politischen Übertäter mit einem FAZ-Artikel wegen dieses Geldes, deren Spender er nie verrät, weil er ihnen sein Wort gegeben hatte.

Merkwürdig: Kohl interessierte sich nie fürs Geld. Er nannte es «Bimbos» – notwendig, um Wahlkämpfe zu führen, und sonst zu nichts nutze ausser zur Finanzierung einer gelegentlichen Urlaubsreise an den Wolfgangsee.

Und ausgerechnet darüber stolperte er, der Riese, der sich später verbittert zurückzog, der in gespenstischer Starrheit den Selbstmord seiner Frau Hannelore zur Kenntnis nahm, sich von seinen Söhnen lossagte, und diese sich sehr öffentlich von ihm die zweite Frau, eine kämpferische, kleine einstige Bewunderin, schottete ihn weiter ab.

Nach einem schweren Sturz dämmerte er nur noch, an den Rollstuhl gefesselt, in die ewige Nacht seines Nachruhms. Der Riese in seinem Bungalow, das Einheitsmonument, petrifizierte.

O ja, er war rücksichtslos seiner Frau, seiner Familie gegenüber und politisch nachtragend. Angela Merkel «konnte ja noch nicht mal mit Messer und Gabel essen und lungerte auf Staatsempfängen immer so rum». Blüm nannte er einen «Verräter», Geissler und Süsmuth «hinterfotzig», Merz «ein Kleinkind». Und Schäuble «hat alle zu diesem Vernichtungsfeldzug eingeladen».

### Kohls Vermächtnis

Kohl war der Mann der grossen symbolischen Gesten und nicht der kleinen Merkel-Raute. Mit Ronald Reagan auf dem Soldatenfriedhof von Bitburg, mit Mitterrand Hand in Hand auf dem Hügel von Verdun. Helmut Kohl, Vater der Einheit und Baumeister Europas.

Seine Nachfolgerin, die scheinbar alternative und mittlerweile selber ewige Kanzlerin, kritisierte er wegen ihrer Flüchtlingspolitik scharf, denn er sah Europa durch ihre nationalen Alleingänge gefährdet. «Europa kann nicht zur neuen Heimat für Millionen Menschen weltweit in Not werden», schrieb er seinem «Freund Viktor Orbán» ins Vorwort der ungarischen Ausgabe seines Buches «Aus Sorge um Europa». Die Flüchtlinge kämen «aus unterschiedlichen Kulturkreisen. Sie folgen oft auch einem anderen als dem jüdisch-christlichen Glauben, der zu den Grundlagen unserer Werte- und Gesellschaftsordnung gehört.»

Mit Recht hat Jean-Claude Juncker nun einen europäischen Staatsakt für das historische Grossformat Helmut Kohl angeordnet.

Wäre schön, wenn er dazu diente, Kohls Vermächtnis wirklich ernst zu nehmen. ○



«Mach nicht, was andere von dir erwarten»: Bassist Roger Glover, Drummer Ian Paice, Keyboarder Don Airey, Sänger Ian Gillan und Gitarrist Steve

Rock

## «Mein einziges Talent: Glück zu haben»

Zehn Tage lang begleite ich Deep Purple als Bandfotograf auf ihrer Abschiedstour. Vor ihrem Münchner Konzert sprach ich mit Bassist Roger Glover über den Ruhm, seine Kindheit in Armut und seine Wahlheimat Schweiz. *Von Ueli Frey (Text und Bild)*

Mit dem Privatjet fliegen wir von einem Auftrittsort zum nächsten. Die Hallen sind voll, die Fans warten vor den Hotels, Deep Purple ist auch fünfzig Jahre nach der Gründung in aller Munde. Trotz ihres Ruhms sind die Bandmitglieder bodenständig geblieben. Sie sind gesellig, zeigen keinerlei Allüren. Wir scherzen viel herum, vor allem Keyboarder Don Airey und Bassist Roger Glover sind äusserst kommunikativ. Vor dem Konzert in München nimmt sich Glover in seiner Garderobe eine halbe Stunde Zeit für ein Gespräch zu zweit.

**Ihr habt vorhin beim Soundcheck einen neuen Schluss für einen Song gesucht – improvisiert, getestet. Macht ihr so was oft während einer Tour?**

Recht oft am Anfang einer Tour. Wenn man lange nicht mehr aufgetreten ist und

neue Songs hat, dann gibt es schon Diskussionen und kurzfristige Änderungen. Es ist merkwürdig: Songs, die im Studio super sind, funktionieren live manchmal nicht. Das merkt man aber erst, wenn man sie live spielt. Heute haben wir geprobt, weil am Abend davor der Monitorsound schlecht war – das wollten wir testen und ausmerzen. **Du hast kürzlich erwähnt, dass du in der Kunstschule warst und dich mit Grafik, im Speziellen mit 3-D-Effekten, befasst hast. Wie bist du zur Musik gekommen?**

Die Musik war schon vorher da. 1960 sah ich The Lightnings für unsere Schul-Weihnachtsshow proben. Ich war hin und weg. Die machten Popmusik, «Poetry in Motion» von Johnny Tillotson haben sie gespielt. Ich ging dann zur Show, und das sah alles so professionell aus und tönte so gut, dass ich zu ein

paar Freunden sagte: «Nächste Weihnachten stehen wir dort auf der Bühne!» So gründeten wir eine Band, wir hatten einen Verstärker für alle Musiker und spielten das Jahr durch ein paar Gigs. Und an Weihnachten

**«Richtige Zeit, richtiger Ort, richtiger Sound, richtiger Name – was immer es war, es war richtig.»**

spielten wir – The Madisons – tatsächlich an der Weihnachtsshow. Der Sohn des britischen Gitarristen Bert Weedon ging in die gleiche Schule wie wir, und so war sein Vater im Publikum. Weedon kam zu uns backstage, wir waren vollkommen gelähmt vor Ehrfurcht. Er sagte: «Ihr tönt ein wenig verzerrt. Ich leihe euch meinen Verstärker für ein paar



Morse (v.l.) auf der «Long Goodbye Tour» in Genf, Mai 2017.

Tage.» Von da an ging's los. Wir spielten überall, wo wir nur konnten, ohne Gage.

#### Warst du ehrgeizig?

Nein. Es hat einfach Spass gemacht. Ein grosser Star mit einem Nummer-1-Hit zu sein, war für uns völlig abwegig. Im Winter, immer mittwochs, schwänzten wir die Schule, weil wir sonst in der Sportstunde querfeldein hätten rennen müssen. Wir verschanzten uns in einer Coffee Bar. Ich erinnere mich, dass ich dort in einem Notizblock meine «Traumbühne» zeichnete: viel Licht, riesige Verstärker, ein erhöhtes Drumkit, Lautsprecher überall, davor Strichmännchen-Musiker. Wenn ich zurückschaue, lebe ich genau diesen Traum, den ich damals gezeichnet habe. Offenbar gibt es gute Feen.

#### Wann hast du gemerkt, dass du plötzlich in deiner Zeichnung stehst?

Eigentlich erst, als ich zu Deep Purple kam. Ich erinnere mich, wie ich von der Musikalität der Band erschlagen war. Ian Gillan und ich, die gleichzeitig dazukamen [1969], mussten viel lernen. Ich erinnere mich an ein Konzert in Schottland, Sauchiehall Street in Glasgow. «Deep Purple in Rock» war gerade erschienen, da war der Men-

schenauflauf so gross, dass es kein Durchkommen mehr gab. Da waren Tausende von Menschen, die keinen Platz in der Halle fanden. In den Zeitungen war plötzlich von «Purplemania» die Rede. Da merkten wir, *it's happening* – wir stehen auf der Traumbühne.

#### Wie fühlt sich das an, wenn deine Musik plötzlich so wichtig für Tausende Menschen wird, wenn du ihr Leben beeinflusst?

Ich trage diese Last nicht gern auf meinen Schultern. «Du bist ein Rockstar, du bist eine



1972: Blackmore, Glover, Lord, Paice, Gillan (v.l.).

Legende, du bist berühmt» – ich weiss, dass es stimmt, aber das versteht bloss mein Kopf, fühlen tu ich mich nicht so. Ich erinnere mich an einen Abend in Liverpool, vor fünfzehn oder zwanzig Jahren, nach einem Konzert. Viele Leute, Blitzlichter, Interviews, Gedränge – und peng, plötzlich war ich allein in meinem Hotelzimmer. Ich stellte meine Tasche auf den Boden und dachte: «Ich glaub', ich bin ein Rockstar.» Irgendjemand Berühmter hat mal gesagt «Ich steh' jeden Morgen auf und kratz' meine Eier – wie alle anderen auch!»

#### In den Sechzigern gab es Tausende von Bands, die versuchten, Pop- oder Rockstars zu werden. Hast du eine Ahnung, weshalb Deep Purple es geschafft haben?

Die Musikalität der Band ist sicher ein Teil des Erfolgs. Als ich das erste Mal John Lord, Ian Paice und Ritchie (Blackmore) traf, war ich baff. Die waren Lichtjahre besser als das, was wir in der Schule spielten. Ich hab sicher dazugelernt, aber ich hab nie den Level von John oder Ritchie erreicht. Paul Simon hat mal gesagt, dass jede Generation einen Popstar in die Hitparaden katapultiere. Nicht du entscheidest, wer es ist, sondern das Publikum. Wir hatten einfach Glück: richtige Zeit, richtiger Ort, richtiger Sound, richtiger Name – was immer es war, es war richtig.

#### Wie wäre dein Leben geworden, wenn das Glück ausgeblieben wäre? Hattest du berufliche Alternativen?

Die Kunstschule wäre ein anderer Weg gewesen. Grafiker, Werber, Designer, keine Ahnung. Ich bin kein so guter Musiker wie meine Kollegen, aber ich liebe die Musik, und ich habe ein Gefühl für guten Sound. Vielleicht habe ich auch einen guten Geschmack. Deshalb habe ich als Musikproduzent gearbeitet. Aber eigentlich weiss ich auch heute noch nicht, was ein Produzent macht. Jemand von aussen, der sich eine Band anhört. Musiker erkennen oft ihre Stärken und Schwächen nicht. Auch ich selbst erkenne mein Talent nicht. Ritchie Blackmore sagte mir mal: «Wenn du erfolgreich sein willst, dann musst du auf einem Gebiet besser als alle anderen sein.» Aber das bin nicht ich gewesen. Ich kann einiges, aber nichts besser als andere. Ich bin ein Hansdampf in allen Gassen (Jack of all trades)... Erst kürzlich habe ich mein einziges Talent entdeckt: Glück zu haben!

#### Wie reagierte deine Familie auf deine Musikerkarriere? Wurdest du unterstützt?

Als ich dreizehn war, trennten sich meine Eltern. Mein Vater verschwand einfach. Ich wurde der Mann der Familie, ich wusste: Meine Mutter hatte kein Geld, und meine Schwester war viereinhalb Jahre jünger als ich. Als ich zwei Jahre in der Kunstschule gewesen war, hatte meine Band plötzlich das Angebot für einen Plattenvertrag und dafür,



«Es hat einfach Spass gemacht»: München, Mai 2017.

einen Monat in einem Klub in Frankfurt zu spielen. Die Beatles hatten ja in Hamburg gespielt, und wir dachten, das ist jetzt unsere Chance. Aber der Entscheid, die Kunstschule hinzuschmeissen, war schwierig. Meine Mutter hatte Tag und Nacht gearbeitet, zwei Jobs gleichzeitig, um meiner Schwester und mir die Schule zu ermöglichen. Onkel und Verwandte sagten: «Nimm ihm endlich die Gitarre weg. Er soll die Schule abschliessen.» Aber meine Mutter stand immer hinter mir. «Es ist sein Leben. Er fällt seine Entscheidun-

#### Fotograf, Zahnarzt, Musikfreak



**Ueli Frey**, geboren 1957 in Luzern, fotografiert seit vierzig Jahren die Weltstars des Rock und Jazz bei ihren Schweizer Auftritten. Ob Bob Marley, Queen, Sheryl Crow oder Carlos Santana, alle hatte er schon vor der Linse. 1984 war er beim Start des Lokalradios Zürisee als Musikredaktor dabei. Nach neun Jahren wechselte er zu Roger Schawinskis Radio 24, wo er eine wöchentliche Musiksendung moderierte. Schawinski engagierte den Musikexperten wieder 2007 für seinen neuen Sender Radio 1, wo Frey bis 2016 für die Musikauswahl verantwortlich war. Seit 1977 besucht der Musikfreak jedes Jahr das Montreux Jazz Festival, dort kam er auch in Kontakt mit Deep Purple. Die Band war von seinen Bildern derart begeistert, dass sie ihn dieses Jahr als Tourneefotografen einlud. Das Erstaunliche dabei: Frey macht das alles stets im Nebenamt, hauptberuflich ist er Zahnarzt mit eigener Praxis in Männedorf am Zürichsee. (rb)

gen selbst», sagte sie jeweils. Ich war verwirrt und ratlos. Ich ging zu einer Lehrerin, die ich mochte, und sie riet mir: «Mach nicht, was andere von dir erwarten. Egal, welchen Weg du wählst, mach das Beste draus.» Etwas zu bereuen, ist ein nutzloses Gefühl. Ich habe von dieser Lehrerin viel fürs Leben gelernt.

#### Du wurdest Profi-Musiker.

Ja. Und es war eine Katastrophe. 1965 kamen wir nach Frankfurt, spielten dort nächtelang für kein Geld. In der dritten Woche platzte mein Blinddarm, ohne Vorwarnung. Ich bin beinahe gestorben. Die restlichen Bandmitglieder gingen nach Hause, liessen mich allein in Deutschland zurück. Ich hatte keine Versicherung, kein Geld. Glücklicherweise war der Besitzer des Klubs ein Banker, und er war ein Fan meiner Band geworden, so war er bereit, meine Behandlung zu bezahlen. Als ich dann zurück nach England kam, erfuhr ich, dass der Leadsänger die Band verlassen hatte. So mussten wir nach meiner Genesung einen neuen Sänger suchen, und wir fanden schliesslich Ian Gillan.

#### Du lebst in der Schweiz. Wie kam es dazu?

Meine zweite Heirat war nicht sehr glücklich. Ich hatte zwei Stiefsöhne, aber keine eigenen Kinder mit meiner zweiten Frau. Als ich meine jetzige Partnerin traf, geschah das Magische: Ich verliebte mich. Die Scheidung von meiner zweiten Ehefrau zog sich länger hin. Ich lebte in den USA und meine neue Liebe in der Schweiz. Wir hatten eine Fernbeziehung, sahen uns aber bei jeder möglichen Gelegenheit. Plötzlich war meine neue Partnerin schwanger. Mir war klar, dass wir zusammenziehen sollten. Da sie in der Schweiz ein soziales Netz hatte und sesshaft war, zog ich in die Schweiz. Obwohl ich über dreissig Jahre meines Lebens in den USA verbracht habe und die USA auch mag, bin ich im Herzen immer ein Europäer geblieben. Es gibt einen kulturellen Unterschied. Europa ist irgendwie «er-

wachsener» als die USA. Und jetzt bin ich also seit acht Jahren in der Schweiz, habe meinen Ausländer-C-Ausweis und bin gern hier.

#### Die Schweiz gilt als eher langweilig. Wie erlebst du das Land?

Als ich in den USA lebte, hatten alle Briten Vorurteile gegenüber den USA. Ich habe die USA immer verteidigt. Die USA sind die Bastion der Freiheit, alles ist möglich in diesem Land, wenn du dafür arbeitest. Wenn du in England viel arbeitest und Erfolg hast, dann wirst du dafür gehasst. Wenn ich erzähle, dass ich in der Schweiz lebe, dann bekomme ich fast immer zu hören: «Ah, wegen der Steuern!» Aber das stimmt überhaupt nicht! Mir gefällt das ruhige Leben hier. Ich will nicht in einer grossen Stadt leben. Grün, Bäume und Ruhe, das ist der Ausgleich, den ich zum verrückten Leben auf Tour brauche.

#### Hast du Kontakt mit Einheimischen? Wie erlebst du die Schweizer als Menschen?

Sie sind recht verschlossen. Sogar wenn man mit ihnen spricht, erfährt man nicht viel über sie. Privates bleibt privat. Aber das gefällt mir, ich bin auch so. Wenn ich nicht auf Tour bin, will ich ein Privatleben haben und nicht ein Prominenter sein. Das funktioniert in der Schweiz. Natürlich kannst du dich auch in der Anonymität der Grossstadt verstecken, zum Beispiel in New York. Aber da will ich nicht leben. Zudem ist das Leben in den grossen Städten sehr teuer. Ich bin glücklich hier.

#### Hast du patriotische Gefühle? Wenn ja, für welches Land?

Ich bin ein Weltbürger. Weil ich x-mal um die Welt gereist bin und vermutlich auch jedes Land besucht habe. Ich hab mal gelesen, dass Patriotismus nichts Gutes ist. Es führt zur Haltung «Mein Land ist besser als deines», «Mein Vater ist stärker als deiner»... Das passt mir nicht. Ich bin kein politischer Mensch, aber ich denke, jeder hat das Recht, so zu sein, wie er will.



«Ich glaub', ich bin ein Rockstar»: Glover, Gillan und Morse (v.l.) in München, Mai 2017.

#### Aber man braucht doch ein Zuhause?

Weil ich in den letzten fünfzig Jahren auf Wanderschaft war, ist mein Zuhause dort, wo ich den Koffer leere. Oder dort, wo ich den Hut aufhänge, wie man so sagt. Ich bin in Wales geboren, aber deshalb habe ich nicht das Gefühl, dass ich dorthin zurück muss. Ich besuche die Region gerne, aber ich möchte dort nicht leben. Wenn ich müsste, wäre es schon okay. Aber zurzeit bin ich in der Schweiz glücklich.

#### Auf Tour ist man jeden Tag in einer anderen Stadt. Wie fühlt man sich da?

Mir gefällt das. Für die Familie ist es schwieriger, vor allem wenn du kleine Kinder hast. Aber es gibt kein perfektes Leben, und es gibt keine perfekte Kindheit. Die Persönlichkeit entwickelt sich durch Schwierigkeiten: Du lernst nichts vom Erfolg, du lernst alles vom Misserfolg. Das gilt genauso bei Kindern. Wir zogen in meinen ersten neun Lebensjahren sechs Mal um. Ich habe nicht das Gefühl,

eine schlechte Kindheit gehabt zu haben. Ich habe nie gemerkt, dass wir arm waren, obwohl wir nichts hatten. Das ist wohl das grösste Kompliment, das ich meinen Eltern machen kann, dass ich nie etwas vermisst habe. Ich versuche, meinen Kindern so viel Liebe wie möglich zu geben. Man darf es aber nicht übertreiben, aus einem schlechten Gewissen heraus. Von der Tour nach Hause zu kommen mit einem Lastwagen voll Teddybären und lebensgrossen Kamelen, das ist falsch. Die Kinder lernen, dass ich nicht immer da bin.

#### Wie nehmen deine Kinder es auf, dass du nicht ein normaler Daddy bist?

Meine älteste Tochter [aus erster Ehe] erzählte niemandem, wer ihr Vater ist. Sie wollte als eigene Person akzeptiert werden. Sie ist stolz auf mich, aber sie behält es für sich. Meine jüngsten Kinder realisieren erst langsam, dass ihr Vater ab und zu im Fernsehen kommt, dass er all die goldenen Platten und Auszeichnungen hat. Irgendwas ist speziell mit ihrem Papa. Aber ob sie damit angeben wollen oder es verschweigen, das wird ihr Entscheid sein.

Deep Purple spielen am Samstag, 24. Juni, am Festival Rock the Ring in Hinwil.



Meister  
Werk

## Il Bruciato 2015

*Bolgheri doc – Tenuta Guado al Tasso  
Antinori – Toscana*

Sonnenglut der Maremma.  
Exaltierendes Fruchtbouquet.  
Maskuline Struktur, langes Finale.  
Verleitet zum Träumen.

*Antinori*

CHF **17.60** netto  
statt 22.00, 75 cl

Jetzt bestellen auf [bindella.ch](http://bindella.ch)  
Gültig bis 16.07.2017

*Bindella*  
la vita è bella



# Konzertflügel in Plüsch

Nach langer Zeit war ich wieder einmal an der Art Basel. Die Kunstmesse ist schon fast eine Karikatur unserer gleichmacherischen und geldgetriebenen Gesellschaft. *Von Maurus Federspiel*



*Andere ordnende Kräfte:* Kunstwerke von Stefan Tcherepnin und Tobias Madison.

**J**a, ich bin reaktionär. Ich finde, Ungläubige sollten nicht Pfarrer werden, Kleinwüchsige nicht Basketballer, Böcke nicht Gärtner. Und Unbegabte nicht Künstler.

Die Art Basel, Kunstmesse nicht nur des Klecksens, sondern auch des Klotzens, ist natürlich allein schon durch die schiere Zahl von Besuchern (95 000), Ausstellern (300) und Exponaten (4000) eine Vergnügungspark gewordene Widerlegung meiner altbackenen Einzelüberzeugung per Mehrheitsmeinung und Superlativ.

So zeigt sich die Messe – gegen jeden rückwärtsgewandten Elitarismus à la *yours truly* – entgrenzt und universalistisch: Ihrem Namen zum Trotz findet die Messe nämlich nur scheinbar in der Schweizer Stadt Basel statt; hier hat sie, ökonomistisch gesprochen, nur ihren «Standort». Eigentlich aber ist hier ein Stück Virtual Reality in die Wirklichkeit gezogen worden. Das zeigt sich daran, dass alles an der Art Englisch gehalten ist: von den Werktiteln («World Light», «Shelter», «Reality Hacking No. 313») über die Orientierungshilfe («Floor Plan», «Welcome to the Fun Fair», «Magazines») und die Verpflegung («Grilled veal sausage» – richtig: Bratwurst) bis zu den Toiletten (jeweils ein Abteil ist den «Exhibitors» vorbehalten); und die vom Bundesamt für Kultur finanzierte Parallelausstellung



*Zerstreutes Kreisen:* «Orizzonte» von F. Arena (I.).

Schweizer Künstler heisst «Swiss Art Awards». Damit wird signalisiert, dass man sich in einer universalistischen Enklave befindet, im ortlosen Niemandsland der Internationalität, also losgelöst von Herkunft und Geschichte.

Man wird als Besucher hineingesogen in die Verdichtung einer Welt, die um uns herum im Alltag erst allmählich errichtet wird, eine Welt der ständigen Bewegung, der Mobilität und Migration, des Tuns und Agierens. Es ist ein zerstreutes Kreisen ohne Mitte: die rastlose Leistungswelt mit ihrer wegtickenden Lebenszeit ohne Rückbesinnung als Ausstülpung in eine Kunstmesse ... Jedenfalls nicht ganz zufällig kann es einen deshalb anmuten, dass, nach der stockenden Schlange zur Eingangs-

kontrolle von Person und Gepäck einmal im Inneren des Messegeländes angelangt, kaum mehr irgendjemand je stehen bleibt – alles ist in fortwährendem Auf- und Abströmen begriffen, man streift ziellos durch die Reihen der Galerien, eine Finalität ist nicht auszumachen; kaum eines der Kunstwerke lädt zum Verweilen ein, ihre Vielzahl lockt ständig zum nächsten Reiz, von denen jeder für sich zu meist unbefriedigend bleibt; man ist entspannt und erheitert, nie aber gebannt oder verzaubert.

## Der grosse Reibach

Wenn nun die geschichtliche Verortung hier aufgehoben ist, treten an ihre Stelle natürlich andere ordnende Kräfte. Eine ist ganz offenkundig: das Geld. Den grossen Reibach – für einige Dutzend Millionen Dollar soll Kunst «angekauft» worden sein – haben die Galeristen in den ersten drei Tagen gemacht, also bevor die Messe für die breite Öffentlichkeit zugänglich wurde. Jetzt sitzen sie gelangweilt die verbleibende Zeit ab, allesamt in kurioser Uniformität in ihren Stellwandparzellen stieräugig an eleganten Holztischen vor iBooks sitzend (bis auf ein, zwei Exzentriker, die Hewlett-Packard-Computer mitgebracht haben).

Fast wie eine Biblia Pauperum verbildlicht die Art Basel das abstrakte und doch alles bestimmende Geschehen an der Börse für den wirtschaftsunkundigen Laien in der Form des Kunstbetriebs selber. Nun scheint die totale Kommerzialisierung dem Zyniker nicht ungewöhnlich. Aber: Suggestierte der Begriff der Kunst nicht einmal Leidenschaft und Freude? Meinen wir uns nicht zu erinnern, dass das Kunstwerk einst um seiner selbst willen wertgeschätzt wurde, also eine eigene Mitte bildete, die dem Betrachter gleichsam als Du gegenübertrat? Unverblümt heisst es bei der (elektronischen) Besucherbefragung (also durchaus so, als hätte man eben eine Shopping-Mall besucht): «Wie viele Kunstwerke haben Sie erworben?», und: «Wie viel Geld haben Sie dafür insgesamt ausgegeben?» (wobei die Summe in Dollar zu nennen ist).

## «Du bist Kunst»

Der Mensch sei das Mass aller Dinge, ist das Credo unserer Zeit; seiner Verfügungsgewalt habe sich alles zu beugen. Der Philosoph Benedetto Croce (1866–1952) befand schon vor fast hundert Jahren, der Mensch werde als Dichter geboren – «Homo nascitur poeta». Er fragte, warum nicht auch «ein einfaches Wort», «eine journalistische Zeitungsnotiz» oder «eine topografische Skizze» der Kunst angehören könne: Alle menschlichen Hervorbringungen überhaupt – siehe Joseph Beuys – sollen Kunst sein können; die Kunst gehört nicht sich selber, sondern unterliegt dem Verdikt des Menschen, der zu jedem beliebigen Ding befiehlt

kann: «Du bist Kunst» (nun ja: mindestens sofern der Mensch im Kunstbetrieb eine herausragende Stellung einnimmt).

Dieses Credo findet seine kirchenfromme Umsetzung in den Exponaten an der Art. Um einige Beispiele des Angetroffenen sprachlich abzubilden (hier absichtlich ohne den jeweiligen Urheber zu nennen, das Kunstwerk soll schliesslich für sich selbst stehen und nicht von einem grossen Namen überglänzt werden...): Vier nahtlos zusammengeschobene, rot eingefärbte Leinwände («Four Vertical Reds»). Eine Art Laufstall mit farbigen Käfigstäben («Neapolitan drive»). Ein schräg gehängtes, marmoriert-dunkelrotes Alu-Viereck («Batkite»). Ein rotes und zwei weisse armlange Spielzeuggebäude, um die Reis gestreut ist («Rice House»). Eine in groben Pinselstrichen gehaltene grauschwarze Person, die Gliedmas-

### Eine Finalität ist nicht auszumachen; kaum eines der Werke lädt zum Verweilen ein.

sen von sich streckend, daneben eine Flasche, beides kopfüber («Nude and Bottle»). Zehntausend Kleiderknöpfe, in Zement eingegossen, gerahmt und an die Wand gehängt («Memory Ware Flat #15»). Ein Mobile aus Austernschalen, Leuchtanzeigen und Federn, damoklesartig über einem Tisch hängend («Chandelier 28»). Ein in blauen Plüschpelz eingeschlagener Konzertflügel, auf dem zwei Comic-Augenbälle liegen («Chariot of a Secret Order»)...

Man könnte den Eindruck gewinnen, die vielbeklagte postmoderne Fragmentisierung hätte sich bis ins Kunstschaffen selbst fortgepflanzt: Das Bündel an Fähigkeiten, das einstmals vonnöten war, um ein Kunstwerk zu schaffen, scheint sich in der (längst konservativ gewordenen) «avantgardistischen» Kunst aufgeteilt und auf eine Unzahl von Kreativen verteilt zu haben: Einer denkt plastisch-dreidimensional, ein anderer ist ein scharfäugiger Fotograf; dieser hat den Blick für Körper, jener kann zeichnen; hier weiss jemand in grossen Konzepten zu denken, dort hat jemand ein Faible für Farben... Gibt es denn keine geheime Kommunion der Kräfte, durch die sich die zersprengten Fähigkeiten wieder vereinen liessen, so dass der integrale Künstler aufersteht? Ob allerdings an einem solchen Panaché-Künstler, der die volle Kraft der Kunst in sich vereint, überhaupt Interesse bestünde, ist eher anzuzweifeln – schliesslich würde er die Halbheiten des zeitgenössischen Kunstbetriebs auf brutale Weise sichtbar machen.

Maurus Federspiel ist Schriftsteller und lebt in Zürich. Zuletzt erschien von ihm der Roman «Feind» (Van-Eck-Verlag).

## Intellektuelle

# Die falsche Empfehlung

Ein angeblich rechtsextremes Buch gelangte «irrtümlich» auf eine Bestenliste. Das Feuilleton ist ausser sich. Dabei wurde Autor Rolf Peter Sieferle bis vor kurzem noch von Linken gelobt. Von Pirmin Meier

Für die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* (FAZ) enthält «Finis Germania», das letzte Buch von Rolf Peter Sieferle, «Gift». Eine Radiojournalistin hielt das Werk für so schlecht, dass sie ausdrücklich bekannte, es nicht gelesen zu haben. Der Grosshistoriker Herfried Münkler, Verwalter der Konsensobjektivität der Gelehrtenrepublik, glaubt darin sogar strafrechtlich belangbare antisemitische Aussagen zu sehen – die ich allerdings nach dreimaliger Lektüre nicht ausgemacht habe.

Der Umwelthistoriker Rolf Peter Sieferle, am 17. September 2016 67-jährig freiwillig aus dem Leben geschieden, war laut *Wochenzeitung* (Woz) «ein leider wenig bekannter, aber kluger HSG-Professor». Ein Spezialist für Gift, das sieht die FAZ richtig. Sieferle publizierte über die Geschichte der Asbest-Skandale, und er trug dazu bei, das Fach Geschichte aus dem Ruch des elfenbeinernen Turms zu lösen. Gemäss alt HSG-Rektor Peter Gomez war Sieferles Ruf der eines stillen Schaffers.



Historiker Sieferle.

### «Das Migrationsproblem»

Eines seiner Hauptwerke befasst sich mit dem heute zunehmend verfänglichen Thema Demografie: «Bevölkerungswachstum und Naturhaushalt», erschienen 1990 bei Suhrkamp. Ansetzend bei Adam Smith über Karl Marx bis Hans Christoph Binswanger, zeigt Sieferle auf, wie T.R. Malthus und spätere Eugeniker und Rassentheoretiker jeweils auf Grosskrisen ihrer Zeit eine Antwort gesucht hätten. Dabei macht Sieferle die Leserschaft ausdrücklich auf die Gefahr einer «Theologie des demografischen Übergangs» aufmerksam, warnt also vor der Ideologisierung der Demografie.

Kurz vor seinem Tod schrieb er die Studie «Das Migrationsproblem. Über die Unvereinbarkeit von Sozialstaat und Masseneinwanderung». Die Hauptthese: «Es wird irgendwann deutlich werden, dass eine Welt von *no borders*, *no nations* zugleich auch eine Welt von *no welfare* sein muss.» Damit hatte er die Konsensobjektivität des deutschen Feuilletons bereits hinter sich gelassen.

Erstaunlich ist, dass das nun durch einen angeblichen Fauxpas auf die Sachbuchbestenliste verirrt «Finis Germania» schon zu einem Zeitpunkt geschrieben worden war, als der einst langhaarige Gelehrte Sieferle in der

Woz und anderen linken Kreisen noch gelobt wurde. Der zur Publikation postum freigegebene hundertseitige Essay wurde verfasst, bevor Schriftsteller Martin Walser mit dem Begriff «Moralkeule Auschwitz» ein Tabu brach. Für Sieferle war bereits die skandalisierte Rede des deutschen Bundestagspräsidenten Philipp Jenninger von 1988 ein Indiz dafür, dass es bei der Politisierung von Auschwitz oft um zivilreligiöse Rituale gehe. Um es klarzustellen:

Die Gräueltaten von Auschwitz werden in keinem Detail geleugnet, weder in «Finis Germania» noch in früheren Werken Sieferles.

### «Störung des Gesprächs»

Was den Autor offensichtlich auf die Palme brachte, ist der schon früh artikuliert Gesinnungsvorwurf gegen die Migrationskritik mit der bekannten Auschwitzkeule, was einst *Weltwoche*-Mitarbeiter Henryk M. Broder zum Ausruf «Vergesst Auschwitz!» provozierte.

Bekanntlich wurde die Deutung des Nationalsozialismus als Totalitarismus, wie sie Walther Hofer als Historiker mitbestimmt hatte, durch die linke Antifaschismustheorie ersetzt und monopolisiert. Diese gilt als Denkvorschrift im deutschsprachigen Geistesleben, nicht jedoch in Polen und erst recht nicht in Israel. Dort würde es niemandem einfallen, wegen Auschwitz unkontrollierte Einwanderung zur Gewissenspflicht zu erheben.

Sieferle hat sich erlaubt, eine Streitschrift gegen einen spezifisch deutschen Moralismus zu verfassen, noch dazu eine radikale Absage an jede Art politischer Theologie. Dabei besteht die Studie nicht nur aus Volltreffern. Die Darstellung des deutsch-jüdischen Verhältnisses, im Zusammenhang mit den wechselnden Rollen des verruchten und des auserwählten Volkes, scheint mir zum Beispiel allzu sehr aphoristisch verkürzt.

Für Gustav Seibt und andere Feuilletonisten leistete sich Sieferles (rechter) Verlag Antaios eine «Störung des öffentlichen Gesprächs». Weil es im öffentlich-rechtlichen Geistesleben nicht erlaubt ist, dieses Buch gut zu finden, habe ich es dieser Tage ebenso interessiert gelesen wie einst als junger Katholik den «Stellvertreter» von Rolf Hochhuth.

Rolf Peter Sieferle: *Finis Germania*. Antaios. 104 S., Fr. 13.90



## Die Bibel

# Sinnvolle Grenzen

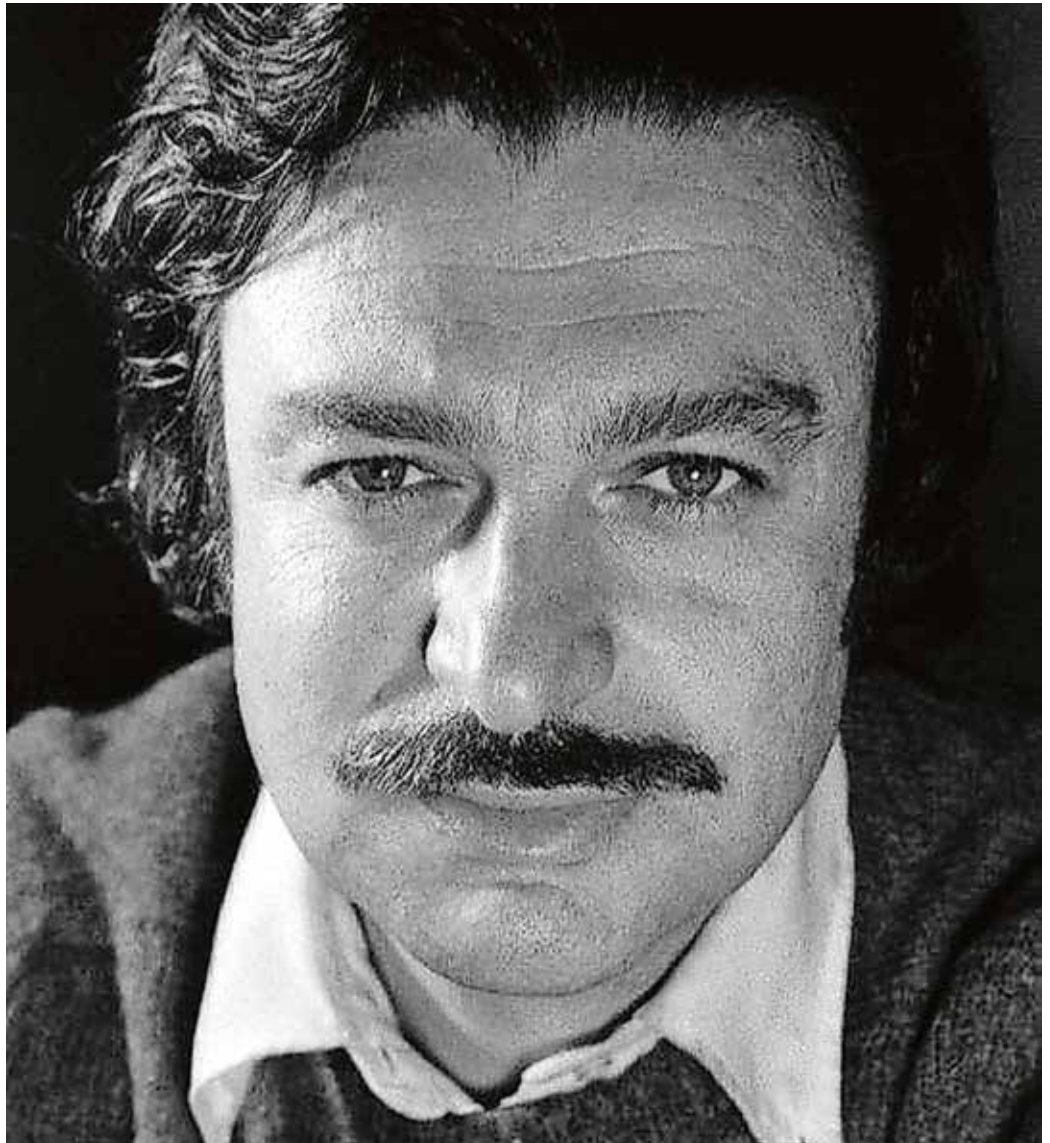
Von Peter Ruch

**B**ei mehreren Gelegenheiten hat der Papst dazu aufgerufen, Mauern einzureissen und Grenzen zu überwinden. Auch der evangelische Landesbischof in Deutschland, Heinrich Bedford-Strohm, blies ins gleiche Horn: Reformatorische Tradition heisse, Grenzen zu überwinden. Angesichts der Abwärtsbewegungen der Kirchen sind die trendigen Schlagseiten ihrer Wortführer verständlich. Auch die Jungsozialisten wollen Grenzen abschaffen. Aber ohne Grenzen entsteht fast zwangsläufig ein Mega-Grossreich mit erheblichem Konfliktpotenzial. Man denke an die EU und Griechenland.

Der Irrtum beginnt bei der falschen Vorstellung dessen, was Grenzen sind. Das griechische Wort *Horos* (Horizont) hängt mit *Oros*, Berg, zusammen. Bergkämme, ähnlich wie Gewässer, trennen Täler voneinander. Die meisten Menschen wohnen in den Tälern. Die Trennung etwa zwischen dem Kanton Glarus und dem Vorder- rheintal ist nicht völlig dicht. Aber es sind immerhin verschiedene Kulturen und Sprachen. Grenzen sind nie undurchlässig. Sie gleichen vielmehr Membranen, welche den Austausch zwischen verschiedenen Bereichen so regulieren, dass beide Bereiche keinen Schaden erleiden. Auch die Haut, das grösste Organ des menschlichen Körpers, erfüllt diese Aufgabe durch selektive Interaktionen zwischen innen und aussen. Unterschiedliche Völker, Kulturen und Lebensbereiche gehören zur Schöpfung, wie die Völkertafel (Genesis 10) zeigt. Paulus sagt in seiner Rede in Athen: *Gott hat von einem Menschen alle Völker abstammen und sie auf dem ganzen Erdboden wohnen lassen* (Apostelgeschichte 17,26). Die neue Zürcher Bibel hat hier ein wenig gemogelt und das Wort Völker weggelassen. Biblische Theologie sollte jedoch massgebend sein. Für Übersetzer, Bischöfe und Päpste.

Ich habe wirklich nichts gegen den Papst. Vor drei Jahren durfte ich als Mitglied einer offiziellen Delegation sogar die wunderschönen Vatikanischen Gärten besuchen. Die sind übrigens mit einer hohen Mauer gegen aussen geschützt. Es soll ja nicht jeder *Lappi* einfach so reinlatschen können.

Peter Ruch war 35 Jahre lang reformierter Pfarrer in Pfyn, Schwerzenbach und Küssnacht am Rigi. Hier schreibt er wöchentlich über Bibelworte.



*Suche nach der verlorenen Jugendzeit:* Autor Atay.

## Literatur

# Albträume vom Sultan

Es hat lange gedauert, bis das Meisterwerk «Die Haltlosen» des türkischen Autors Oguz Atay ins Deutsche übersetzt worden ist. Es zeigt die Türkei von einer überraschenden Seite: neugierig, aufgeschlossen, experimentierfreudig. *Von Oliver vom Hove*

**I**n der Heimat Atays ist der Roman bereits 1972 erschienen. Aber erst nach dem frühen Tod des Autors 1977 wurde das Buch in seinem Land ein vielgelesenes Prunkstück der literarischen Moderne.

Dank der Initiative des kleinen Berliner Binooki-Verlags können nun, nach 45 Jahren, auch die hiesigen Leser dieses Meisterwerk der türkischen Literatur staunend kennenlernen: in der sorgfältig alle Sprachregister des Originals ziehenden Übersetzung von Johannes Neuner.

Der Monumentalroman «Die Haltlosen» ist zunächst vor allem eines: ein schillerndes Experimentierstück, das sich darin gefällt, mit einer Reihe überlieferter Ansichten, Überzeu-

gungen und Denkschulen ebenso wie mit den unterschiedlichsten Themen, Gattungen, Sprachstilen höchst artistisch zu jonglieren. Sprunghaft werden die Stil-Lagen gewechselt, der Bewusstseinsstrom wälzt sich über immer neue erzählerische Stromschnellen fort. Die Fantasien des Buchs pendeln zwischen Ausgelassenheit und Askese, Hedonismus und Kasteiung, Mirakel und Vanitas.

### Türkische 68er

Inhaltlich versucht darin eine Generation, die mit den Errungenschaften einer säkularen Freiheit in den sechziger Jahren aufgewachsen ist, sich Rechenschaft abzulegen über ihre einstigen Hoffnungen, Träume, Ansprüche an



das Leben. Die Bilanz fällt ebenso vielfältig wie zwiespältig aus.

Zentrale Handlungsträger des Romans sind die beiden Freunde Selim und Turgut, und mit einem tragischen Auftakt beginnt das Buch: Turgut muss nach Jahren des Abschieds von der gemeinsamen Jugendzeit erfahren, dass Selim sich das Leben genommen hat.

Diese Nachricht wirkt auf den längst mit Familie und Firma erfolgreich etablierten Bauingenieur Turgut Özben so erschütternd, dass bei ihm eine lange Zeit des Innehaltens und der Selbstprüfung einsetzt. Er trachtet danach, sich die unzähligen Ansichten und Erinnerungen, die von Selim überliefert sind, ins Gedächtnis zurückzurufen. Dabei hält er bald

---

### «Hinterlist wird abgeschafft. Diesbezüglich wird man strenge Massnahmen ergreifen.»

---

wie obsessiv eine innere Zwiesprache mit dem Verstorbenen und beginnt, sich schriftlich über dessen widersprüchliche Wesenszüge Klarheit zu verschaffen.

Er sucht die unterschiedlichsten Freunde und Bekannten Selims auf, doch das alles hilft ihm nicht weiter: Die Gestalt des toten Freundes rückt immer ferner, wird immer unerklärlicher. «Er war zerstreut, reizbar, schweigsam und launenhaft», heisst es da über Selim. Die andern wiederum sahen in ihm einen türkischen Hamlet, der an der Suche nach Wahrheit, nach einer Gewissheit über sich und die Aussenwelt, verzweifeln musste. In diesem Bild möchten die Freunde vor allem sich selber gern wiedererkennen: das Genie Hamlet, umgeben von lauter Horatios, die dem Zweifel-süchtigen beizustehen suchten.

Ekel und Langeweile haben Selim Isik offenbar nachhaltig von der Gesellschaft entfernt. Er, der Mathematik studiert hatte, wehrte sich als ein um Souveränität ringendes Individuum dagegen, dass das Leben berechenbar werden sollte. Kein kollektives Türkentum konnte ihm sein eigenständiges Bewusstsein ersetzen, das von intensiver europäischer Lektüre geprägt war. Um keinen Preis wollte er sich seinen Sinn für das Willkürliche des Geschehens abgewöhnen.

Als «unbeholfen und furchtsam» wird die besondere Spezies des «Haltlosen (disconnectus erectus)» im Roman beschrieben: «Auf abschüssigem oder stark ansteigendem Gelände findet er keinen Halt und rutscht ab (wobei er nur allzu oft aus dem Gleichgewicht gerät).» «Die Haltlosen», das ist in dem Buch die Clique einer juvenilen Boheme, die schwer ins Erwachsenenleben gefunden hat.

#### Die Frauen waren frei

Auch wenn in dieser weiträumigen Suche nach der verlorenen Jugendzeit die Adoleszenzpro-

bleme der politisch eher zurückhaltenden türkischen 1968er Generation im Vordergrund stehen, werden doch die Unterschiede zur heutigen, mit Dünkel und Komplexen hochgepeitschten Türkei überdeutlich. Das Land, so erfährt man hier, war einmal ganz anders, war neugierig, aufgeschlossen, experimentierfreudig. Die türkischen Städte spiegelten das Licht des laizistischen Liberalismus, die Frauen waren frei, der westliche Einfluss pulsierte. Unter der gebildeten Jugend gab es eine Türkei, die längst in Europa angekommen war: Sinniert wird wörtlich über «Kierkegaard, Spengler, Kafka, Nietzsche», über Hegel wird eine skurrile Paraphrase ausgeheckt, und an Kant wird die Verzweiflung eines schlichten Wahrheitssuchers festgemacht.

Vor allem aber war das Land meilenweit entfernt von jenem religiösen Fundamentalismus, der stets die Freiheit der Lebenden einschränken, sie in ein Korsett lebensfeindlicher Vorschriften und Strafdrohungen zwingen will. Das war bei den christlichen Wiedertäufern im 16. Jahrhundert nicht anders als gegenwärtig in den Zwangsvisionen des politischen Islam.

Die Kritik hat darauf aufmerksam gemacht, dass in den sechziger Jahren auch ein Recep Tayyip Erdogan im Istanbul Armenviertel aufwuchs. Fast visionär wirken da die Zeilen, die Atay über einen Typus wie ihn ersann: «Trotz all seiner späteren Erfolge war es ihm niemals möglich, diesen ersten Schandfleck in seinem Leben auszuwischen. Die Knaben von damals – heute sind sie Fussballspieler geworden – sagen: <In unserem Viertel hatte er keinen einzigen Ballkontakt. Jetzt ist er Ministerpräsident.»

Im Prophetenton wird in den «Haltlosen», durch die gelegentlich auch ein «Albtraum vom Sultan» geistert, ein satirischer Ausblick in die Zukunft gewagt: «Die Steinzeit, von der unsere Wissenschaftler noch nicht mit Sicherheit festlegen konnten, in wie vielen Jahren sie beginnt, wird für unser Volk ein goldenes Zeitalter sein [...] In der Steinzeit wird die Unterscheidung in Bürger erster Klasse, Bürger zweiter Klasse und einfaches Volk aufgehoben [...] Hinterlist wird abgeschafft. Diesbezüglich wird man strenge Massnahmen ergreifen. Die Beklemmung in unseren Herzen und die Schwere in unseren Köpfen werden aufgehoben. Dann wird das tausendjährige Sultanat anbrechen. Danach wird es noch weitere tausend Jahre andauern. Und nochmal tausend Jahre, und nochmal tausend Jahre...»



Oguz Atay: Die Haltlosen. Binooki. 762 S., Fr. 42.90

## Jazz

### Two Degrees East, Three Degrees West

Von Peter Rüedi

Es nimmt sich aus wie ein etwas forciert arrangiertes Projekt und ist nichts weniger als das – das neue Album von Gitarrist Kevin Eubanks. Es trägt den Titel «East West Time Line» und ist zur Hälfte in New York, zur Hälfte in Kalifornien aufgenommen, mit zwei verschiedenen Bands. Allein, die Zeiten sind längst vorbei, als East Coast und West Coast im Jazz für zwei verschiedene Ästhetiken standen, für Hard Bop und Cool Jazz zum Beispiel.

Eubanks, in Philadelphia geboren, ist mit seiner speziellen Technik (er braucht in der rechten Hand kein Plektrum, sondern seine Finger) ein geradezu proteisch vielfältiger Verwandlungskünstler, aber im Kern gehören alle seine Gitarrendialekte zur Familie des Straight-ahead Jazz. Die Ostküstenband eröffnet mit einem veritablen Postbop-Knaller mit dem New-Orleans-Neotraditionalisten Nicholas Payton an der Trompete, Eubanks früherem Partner Dave Holland am Bass und dem brennenden Swinger Jeff «Tain» Watts am Schlagzeug; der Leader brilliert mit dynamitartigen Einwürfen und Oktaverdoppelungen à la Montgomery. Dann folgen zwei subtile Balladen (die zweite, «Poet», zusätzlich mit Orrin Evans am Fender-Rhodes-Piano und am Flügel), und den Abschluss der New Yorker Hälfte macht eine eher frei flatternde Fanfare mit dem Titel «Something About Nothing».

Mehr Lateinisches prägt das West-Coast-Repertoire mit dem Tenor-Veteranen Bill Pierce, Rene Camacho am Bass, Mino Cinelu an der Perkussion und Marvin «Smitty» Smith an den Drums. «Der Einfluss von Latin Jazz ist nicht zu überhören, wenn du lang genug an der Westküste bist», sagt Eubanks, und tatsächlich gilt das für Ellingtons «Take the Coltrane», Coreas «Captain Señor Mouse» und vor allem Ray Bryants «Cubano Chant». Andererseits improvisiert auch die Truppe Ost in «Carnival» über solchen Rhythmen, und der Schluss ist der keineswegs lateinischen Ballade «My One and Only Love» gewidmet, klassisch rhapsodisch interpretiert von Bill Pierce, Eubanks und Camacho im Trio. «Two Degrees East, Three Degrees West»: hier wie dort viel Luft, viel Wärme.



Kevin Eubanks: East West Time Line. Mack Avenue MAC 1119

# Unter der Haut

Ist es nicht verrückt, dass die Selbstmordrate zu Frühlingsbeginn nach oben schießt? Offenbar helfen die Energieschübe des Körpers den Depressiven auch bei der Umsetzung von tödlichen Entschlüssen. *Von Matthias Matussek*

Nach einer amerikanischen Studie ist Selbstmord die zehnthäufigste Todesursache. Am gefährdetsten sind weisse Männer, am wenigsten gefährdet schwarze Frauen. Es gibt Auffälligkeiten: In der Gruppe der 15- bis 24-Jährigen ist Suizid die dritthäufigste Todesursache, einer meiner Schulfreunde sprang mit siebzehn von einem Hochhaus, aus Liebeskummer.

Im Showbusiness sind es überraschend häufig Komiker, die unter dieser Seelenkrankheit leiden, Jim Carrey oder Stephen Fry oder Steve Martin oder, der grösste von allen, Robin Williams, der sich im August 2014 erhängte.

Zwei Bücher sind zu dem Thema auf den Markt gekommen, das eine, «Panikherz», schoss auf Platz eins der Spiegel-Bestsellerliste, das zweite, «Du Miststück», blieb nahezu unbeachtet, obwohl es mindestens ebenso «unterhaltsam» ist – und weit ehrlicher und tiefer.

Zwei Selbsterfahrungsberichte. Das «Panikherz» zeigt Benjamin von Stuckrad-Barre auf der Höhe seiner Popkunst und ist neonfarbene Siegerprosa, das «Miststück» setzt sich der Krankheit und den Niederlagen aus.

Stuckrad-Barre schreibt über Sucht, die, wie jeder weiss, eine Art untaugliche Selbstmedikation gegen die Depression ist. Alexander Wendt dagegen wagt sich unter die Haut. «Miststück» nennt er seine Depression, es sei nützlich, ihr einen Namen zu geben. Winston Churchill nannte sie «den schwarzen Hund», der ihm bisweilen zulaufe.

## Schlaf ist überbewertet

Nach einer schweren, lähmenden Depression 2014 hatte sich der Autor selber in das Münchner Klinikum Grosshadern eingeliefert.

Er sucht nach dem letzten Zwischenzeugnis des Arbeitgebers. Er will den Leuten in der Klinik beweisen, dass er einen Beruf hat und kein Idiot ist. «Obwohl: Vielleicht wäre jetzt der passende Moment, meine Vorbehalte gegenüber Idioten abzulegen.»

Auf dem Weg zur Klinik schwankt ihm ein Süchtiger entgegen. Er wird ihm nun häufiger begegnen. Irgendwann grüssen sie sich nickend.

Zweiter Stock, Station III. Die Wände hängen voll mit Reproduktionen von Macke, August Macke. «Das passt», denkt er sich. Mal rüber

zur Augenklinik. «Hängt da alles voll mit Egon Schiele?»

Dann die anderen. Am Wasserstand tritt ihm ein Typ entgegen, der behauptet, aus einer



Zahlenspiele und Codes: Dürers «Melencolia I».

Familie zu stammen, die mit dem russischen Zaren verwandt gewesen sei.

«Guck mal, Fabergé.» Er zieht ein Plastik-Ei aus der Tasche. «Nicht anfassen.» Das Ei verschwindet wieder.

«Wie heisst denn die Familie?»

«Weiss ich nicht.»

«Korsakow?»

«Ich sag doch, ich weiss es nicht.»

Nach einer kleinen Dosis Citalopram gelingt es ihm zu schlafen. Zwei Stunden lang. Er liest in der FAZ die Zeile: «Als Genscher in Prag vom Balkon stürzte». Klingt verrückt. Ist noch verrückt.

Irgendwann darf er zu Hause übernachten. Er wird hypomanisch. Schlaf ist überbewertet, er schreibt sein Buch, dieses, und liest eines über Napoleon, der auf nächtliche Bäder schwor, und so liegt er in der Badewanne und

korrigiert Napoleons strategische Fehler (die Polen nicht eingebunden, Smolensk frontal angegriffen, überhaupt, wieso Moskau und nicht St. Petersburg?) – womit er auch den für ein Irrenhaus längst fälligen Napoleon-Witz wunderbar über die Bühne gebracht hätte.

Schon überlegt er sich einen Titel für sein Buch und schwankt zwischen «Männer, die auf Stühlen sitzen» oder dem Bestseller-verdächtigen: «Ich war die minderjährige Zuluprinzessin auf der «Hindenburg»».

## Galgenhumor

Natürlich folgt auf den hypomanischen Schub der Absturz, die Metallkapsel schliesst sich wieder um ihn, fast fugendicht, lässt nur noch Galgenhumor zu, und der Fragebogen ist immer noch nicht beantwortet, er fragt die Schwester: «Hm, die Aussage «Ich geniesse es, hart bestraft zu werden – Ja/Nein», ähm, geht auch ein Mittelding: «Kommt drauf an, von wem?»»

Die Schwester: «Gab's 'n Clown zum Frühstück?»

Alexander Wendts «Miststück» ist spannend und reich an Wissen. Er macht sich in seinem Buch lustig darüber, dass er «aus Zufall» einen Mathematikwettbewerb gewonnen hat, um dann, in einem historischen Kapitel über die Melancholie den Dürer-Stich «Melencolia I» virtuos zu enträtseln, mit seinen versteckten Zahlenspielen und Codes.

Und wir: lernen. Bereits im 3. Jahrhundert beschrieb der Eremit Euagrius Pontikos einen Mönch, den Dürer einen Melancholiker und ein Arzt von heute einen Depressiven genannt hätte: «Die Sonne scheint dem der Acedia verfallenen Mönch stillzustehen [...] Hass gegen seinen Aufenthaltsort, gegen sein Leben und seiner Hände Arbeit überkommen ihn.»

Vor einiger Zeit traf ich Alexander Wendt auf der Leipziger Buchmesse. Ich sagte ihm, dass mir sein Buch nicht nur gefallen, sondern auch geholfen habe. Ich habe mein eigenes Miststück, viele haben es. In meinem Buch «Das Selbstmord-Tabu» erwähne ich meinen eigenen Selbstmordversuch von damals, als ich 22 war, ich wollte nur noch schlafen und nie wieder aufwachen.

«Du Miststück» ist ein wichtiges Buch. Gäbe es Gerechtigkeit in unserer Branche, dann wäre auch ihm ein Bestseller-Erfolg zu wünschen.



Alexander Wendt: Du Miststück – Meine Depression und ich. Fischer. 208 S., Fr. 21.90

# Ein aberwitziges Schlachtfeld

Der Spektakel-Prozess gegen den Football-Star O.J. Simpson wurde in einer Mini-Serie dramatisiert. «The People v. O.J. Simpson» ist ein Meisterstück – und jetzt endlich auf DVD erhältlich. *Von Wolfram Knorr*



Tänze auf verbalen Rasierklingen: O.J. Simpson (Mitte, Cuba Gooding Jr.) vor Gericht.

Schon zu Shakespeares Zeiten waren sie verhasst. In «Heinrich VI.» ruft ein Rebell: «Das Erste, was wir tun müssen, ist, alle Rechtsvertreter umbringen.» Ging natürlich nicht, und heute auch nicht. Soll eine Gesellschaft einigermaßen funktionieren, braucht sie Recht und Gerechtigkeit, und die Mitwirkung der Rechtsvertreter ist da unerlässlich. Die allerdings haben, vor allem in den USA, ihre Rechtsauffassungen in geradezu perverse Höhen geschraubt. Ein diesbezüglicher Gipfelpunkt des Juristenirrsinns war 1995 der Mordprozess gegen den Football-Star O.J. Simpson. Schon das Vorspiel liess ahnen, was da kommen würde: Am 17. Juni 1994 begab sich der Football-Spieler und Schauspieler in einem Bronco auf die Flucht und wurde dabei von einem Polizeiaufgebot und zahlreichen Nachrichtenhelikoptern begleitet. Auf den Bildschirmen konnten Millionen zuschauen. Es ging um einen Doppelmord. Simpson soll seine Ex-Frau Nicole Brown und deren Freund Ron Goldman erstochen haben. Die Beweislast war erdrückend, Simpson aber wurde am 3. Oktober 1995 freigesprochen. Und weil Richter Lance Ito Kameras im Gericht zuließ, waren Hunderte von Millionen Zuschauer Zeuge dieses zirkusartigen Spektakels, dieses monströsen Powerplays zwischen Ankläger und Verteidigung und frivol manipulierenden Medien. Der «Prozess des Jahrhunderts» und «grösste Justizskandal der USA» hatte Shakespeare-Format.

Ryan Murphy, ein erfahrener Serienmacher («Glee», «Nip Tuck», «American Horror Story») erkannte in diesem Prozess das Potenzial eines aberwitzigen, emotionalen Schlachtfelds und liess, unter Nutzung der Vorlage «The Run of His Life: The People v. O.J. Simpson» von Jeffrey Toobin, eine zehnteilige Serie erstellen, die zum Fulminantesten auf dem Gebiet des Gerichtsfilms gehört und endlich auf DVD erhältlich ist. Sie breitet unverblümt das marode System am Beispiel eines Mordprozesses aus, der zu einer einzigen Show degeneriert ist, in dem Wahrheit keine Rolle mehr spielt, sondern nur das, woran man glaubt. Die Strafverteidiger, eine Mischung aus Grandseigneurs und Mephistos, nutzen Simpson (Cuba Gooding Jr.), um an ihm ihren Ruhm zu schärfen. Im «Dream-Team» der eitlen Verteidiger-Fatzkes gibt's bald Zoff, der Geck Robert Shapiro (John Travolta) wird als Leiter entmachtet, überwirft sich mit Johnnie Cochran (Courtney B. Vance), der mit dem Lärm eines Stadttrompeters gnadenlos die Rassistenkarte zieht und vor den Geschworenen herumstampft, und F. Lee Bailey (Nathan Lane), der als tückischer Hinterhältler wie eine Zecke die Staatsanwaltschaft peinigt. Da gelingen Murphy und seinen Autoren brillante Tänze auf verbalen Rasierklingen.

Die wechselnden Perspektiven potenzieren die Spannung und vermitteln das fast mit Händen zu greifende Klima einer kompletten Hysterisierung und eines perfiden Sexismus. Opfer

dieser Schmier-Götterdämmerung ist Marcia Clark (Sarah Paulson), die Staatsanwältin, die den Fall aufgrund der eindeutigen Beweislage für so sicher hält, dass sie die Entwicklung des Prozesses zur Rummelplatzshow nicht oder zu spät erkennt. Die Presse bezeichnet sie als «humorlos» und «verbissen», Cochran als «hysterisch», und als sie daraufhin ihr Aussehen ändert (andere Frisur, andere Kleider), macht sie es nur noch schlimmer. Sie hat keine Chance gegen das sexistische Treiben.

Nicht verwunderlich, dass «The People v. O.J. Simpson», erste Staffel einer mehrteiligen «American Crime Story», mit Golden Globes und Emmys ausgezeichnet wurde. Die rasante Mixtur aus klug und grell, böse und genau, souverän jonglierend zwischen Sarkasmus, Zynismus und bitterer emotionaler Tragik ist von fulminanter dramatischer Wucht. ★★★★★

## Knorrs Liste

- |    |  |       |
|----|--|-------|
| 1  | <b>Wonder Woman</b><br>Regie: Patty Jenkins                | ★★★★★ |
| 2  | <b>Une vie</b><br>Regie: Stéphane Brizé                    | ★★★★★ |
| 3  | <b>Sage femme</b><br>Regie: Martin Provost                 | ★★★★★ |
| 4  | <b>20th Century Women</b><br>Regie: Mike Mills             | ★★★★★ |
| 5  | <b>Es war einmal in Deutschland</b><br>Regie: Sam Gabarski | ★★★★★ |
| 6  | <b>Churchill</b><br>Regie: Jonathan Teplitzky              | ★★★★★ |
| 7  | <b>Alien: Covenant</b><br>Regie: Ridley Scott              | ★★★★★ |
| 8  | <b>Mummy</b><br>Regie: Alex Kurtzman                       | ★★★☆☆ |
| 9  | <b>King Arthur: Legend of the...</b><br>Regie: Guy Ritchie | ★★★☆☆ |
| 10 | <b>Baywatch</b><br>Regie: Seth Gordon                      | ★★★☆☆ |

**SPIEL MIR  
DAS LIED  
VOM GLÜCK!**

presented by

**SWISS CASINOS**

Pfäffikon SZ · St. Gallen · Schaffhausen · Zürich

# Kommandozentrale Herz

«Wonder Woman» ist eine neue Symbolfigur des Feminismus und ein ziemliches Mädchen. Das ist eine interessante Kombination.

Von Claudia Schumacher

Nicht einmal Warner Bros. hatte mit dem gigantischen Erfolg von «Wonder Woman» gerechnet – und so verschlief es das Produktionshaus, sich rechtzeitig um die Fortsetzung zu kümmern. Der Fehler war in gewisser Weise vernünftig: Bisher waren Filme mit Superheldinnen in der Hauptrolle gefloppt. Warum sollte es ausgerechnet mit Wonder Woman, einer 1941 entworfenen Figur im seltsam altertümlichen, geradezu freakig wirkenden Outfit, anders laufen? Der Handlungsstrang klingt nicht wahnsinnig nach den Themen, die uns im Jahr 2017 umtreiben: Amazonen-Prinzessin kämpft mit Schwert, Schild und Wahrheitslasso gegen die Deutschen und den Kriegsgott Ares im Ersten Weltkrieg. Ähm, ja.

## Das Ende der kühlen Action-Heldin

Überraschenderweise wurde die Comic-Verfilmung sofort nach dem US-Kinostart am 2. Juni zu einem historischen Ereignis: 100 Millionen Dollar spielte sie bereits am ersten Wochenende in den USA ein, zwei Wochen später waren es weltweit bereits 450 Millionen. Das Medienecho für «Wonder Woman» von Regisseurin Patty Jenkins, für den erfolgreichsten Film, der je von einer Regisseurin gemacht wurde, ist seither riesig und die Kritik fast einhellig begeistert: Das – so der Tenor – ist die reine Girl-Power. Zwar verbieten arabische Länder die Ausstrahlung, aber nicht aus tieferen inhaltlichen Gründen, sondern nur, weil die Hauptdarstellerin Gal Gadot zwei Jahre in der israelischen Armee gedient hat.

Warner Bros., die keinen Vertrag für eine Fortsetzung unter Jenkins' Regie geschlossen hatten, werden nun tiefer in die Tasche greifen müssen: Die Regisseurin dürfte deutlich teurer geworden sein. Mitunter kommen Arbeitgeber nicht darum herum, den *pay gap* zu schliessen. Dabei hat «Wonder Woman» mit Filmen wie «Twilight» (Mädchen trifft Vampir und wird nach der Schule gleich schwanger) oder «Fifty Shades» (Mann dominiert und züchtigt Frau), den grossen Erfolgstreifen der letzten Jahre, etwas gemeinsam, das auf den ersten Blick nicht recht feministisch wirkt und von den meisten Kritikern ausgeblendet wurde: ein Frauenbild, das mit archaischer Weiblichkeit spielt – aber die Mehrheit der heutigen Frauen im Westen offenbar anspricht. Welchen Reiz hat also die Botschaft von «Wonder Woman», der dem Feminismus früherer Superheldinnen-Filme fehlte?



Überraschender Hollywood-Erfolg: Gal Gadot in «Wonder Woman».

Die beste Vergleichsgrösse bietet «Catwoman» aus dem Jahr 2004 mit Halle Berry, die bereits zwei Jahre zuvor den Oscar als beste Hauptdarstellerin bekommen hatte. Berry war die Frau der Stunde, der Film konnte auf ihre Star-Power zählen und dazu auf einen Stoff, der oberflächlich betrachtet moderner erscheint als der von «Wonder Woman»: Unsicheres Mauerblümchen in der Grosstadt stirbt als Mensch, wird durch schicksalsträchtigen Chemiekontakt als Catwoman neu geboren – und ist von nun an *empowered*, eine starke Frau, die sich über moralische Engstirnigkeiten hinwegsetzt und sich rücksichtslos, nach Männervorbild, einfach nimmt, was sie will. Eine Sexbombe im schwarzen Lederoutfit, die aussah, als wäre sie einem Hip-Hop-Video ent-

sprungen und die am Ende sogar ihren Freund abweist, nur um ihren ganz eigenen Weg beschreiten zu können.

Man rechnete mit einem durchschlagenden Erfolg – doch «Catwoman» flopte; an den Kassen ebenso wie bei den Kritikern. Diese Miss-Independent-Erzählung hatte zwar brav jede feministische Forderung nach weiblicher Selbstbestimmung erfüllt. Nur zusehen wollte dieser doch recht herzlosen, männerabweisenden Amazone keiner. Am Versuch, Superheldinnen zu vermarkten, scheiterten auch Projekte wie «Elektra» (2005) oder «Supergirl» (1984).

Nun kommt mit Wonder Woman die Amazone schlechthin und funktioniert plötzlich – warum? In «Wonder Woman» sind die besten Kampfszenen zu sehen, die bisher mit Frauen

gedreht wurden – was nicht zuletzt an der Schauspielleistung von Robin Wright («House of Cards») liegt, welche die Tante und Trainee von Wonder Woman darstellt. Der Film erinnert in seinen harten, ästhetisierten Kampfszenen an «Troja» oder «300» – nur ohne Männer. Wonder Woman selbst (mit bürgerlichem Namen Diana von Themyscira) ist die Prinzessin der Amazonen-Kriegerinnen: eines exklusiven Frauen-Haufens, der so hart im Nehmen ist, dass bereits im Training Blut statt Tränen fließt.

Klingt nach einer durchgeknallten, ebenso realitätsfremden wie Brutalo-feministischen Fantasie? Absolut. Nur spielt all das keine tragende Rolle; es liefert nur das unterhaltsame Kolorit für einen Blockbuster-Film. Auch ob Wonder Woman – der der Comic eigentlich eine lesbische Neigung zugeschrieben hatte – im Jahr 2017 überhaupt auf Frauen steht, lässt der Film offen. Ihr Herz und ihr Begehren gehören jedenfalls einem Mann.

Im Zentrum dieses Blockbusters steht eine Frau, deren Sicht auf die Welt nicht von ihren Fäusten bestimmt wird: Die Kommandozentrale von Wonder Woman ist ihr überaus weiches Herz. Dort, allein im Herzen, werden alle Entscheidungen gefällt, und von hier schöpft sie ihre grosse Kraft, für das Gute zu kämpfen. Daran, dass die Amazone am Ende des Tages eben auch nur eine süsse Maus ist, lässt der Film keinen Zweifel. Sieht sie auf der Strasse eine Mutter mit Säugling, vergisst die sonst so entschlossene Wonder Woman schon einmal ihre Weltrettungsmission, um «Ohhh, ein Baaabyyy!» zu quieken und hinzurennen. Oder sie wird selbst zum naiven Kind, etwa als sie erstmals Eiscreme kostet und vor lauter Schwärmen stehenbleiben muss.

### Nur die Liebe

Interessant ist auch, welcher Aussenreiz Wonder Woman im entscheidenden Kampf dazu bringt, ihr volles Potenzial auszuschöpfen. Eine Erkenntnis? Ein Schlag in die Magengegend? Nein. Es ist eine Attacke auf ihr Herz, ein schneidender Liebeskummer, der sie über sich hinauswachsen lässt. Herz, Herz, Herz. Am Ende des Films, nachdem Diana alle gerettet hat, sagt sie programmatisch: «Und jetzt weiss ich, dass nur die Liebe die Welt wirklich retten kann. Also bleibe ich. Ich kämpfe, und ich gebe. Für die Welt, von der ich weiss, wie sie sein kann.» Sind das die Worte einer gnadenlosen Kriegerin? Nein. So spricht «America's Next Sweetheart». Es fehlt nur noch das Wort «Weltfrieden», und es wäre die Rede einer Teilnehmerin in einem Schönheitswettbewerb. Passend zu dieser Melange aus Kampf, Schönheit und Herz wird Wonder Woman mit Gal Gadot von einer Schauspielerin verkörpert, die auch Soldatin, Model und Mutter zweier Töchter ist.



«Wonder Woman» propagiert einen Neofeminismus, der von der Generation der Achselhaarfeministinnen wohl nur deshalb – bis auf gelegentliche Angriffe – geduldet wird, weil er den heutigen Diskurs längst beherrscht. Und vielleicht auch ein bisschen deshalb, weil er von so vielen Hollywoodstars, Supermodels und Popstars vertreten wird, dass man ihn als Feministin alter Schule kaum ablehnen kann, ohne sich den ewigen, schmerzenden Vorwurf einzuhandeln, kategorisch unästhetisch zu sein.

Zwar wurde die neue Wonder Woman noch vor Filmstart auf Basis des Trailers tatsächlich dafür kritisiert, kein Achselhaar zu tragen – *Forbes* schrieb: «Man könnte sagen, dass die Achselhöhlen von Wonder Woman all das repräsentieren, mit dem eine moderne Frau heute zu kämpfen hat: «Ich bin eine Frau, hört mein Brüllen, aber damit ich euch keine Angst mache, lasst mich gleichzeitig alles, was mich kennzeichnet, von mir entfernen, damit ich alles sein kann, was ihr wollt.» Solche Kritik verhält natürlich effektiv. Wer will 2017 noch ernsthaft über weibliches Achselhaar reden? Und welche Millennial-Frau interessiert sich für die trockenen Thesen der Gleichstellungsbeauftragten, wenn auch eine Taylor Swift oder Emma Watson – knapp bekleidet – die Männerwelt begeistert und gleichzeitig von Feminismus redet?

Somit steht der europäische, traditionell linkspolitische und auf Gleichheit bedachte Feminismus vor seiner Auflösung. Er wird geschluckt von einem stärkeren Feminismus amerikanischer Prägung, der den Kapitalismus bejaht, eine klassische Weiblichkeit pflegt und somit ein Frauenbild propagiert, das auch für Männer attraktiv ist. Warum man da noch von Feminismus spricht? Auch hier geht es darum, dass Frauen die gleichen Chancen und Rechte haben wie Männer. Nur eben nicht um den Preis, ihre Weiblichkeit verneinen zu müssen. Dass die Frauenbewegung in einer Zeit, in der sie nicht mehr wie in den Nachkriegsjahren massgeblich von Soziologinnen und Journalistinnen aus dem Kulturprekariat bestimmt wird, sondern zunehmend in den Händen von millionenschweren Regisseurinnen, Popstars und anderen Karrieredamen aus der freien Wirtschaft liegt, eine neue Prägung erfährt, war absehbar. Und so hat der Feminismus in seiner heutigen Gestalt seine weltfremden Anteile verloren. Er ist nicht mehr eine Mission der wenigen und ein Schreckgespenst für die meisten Frauen. Der Feminismus von heute ist cool. Er verkauft sich in Form von Statement-Shirts bei H&M und Dior. Er verkauft sich in Form von



### Und was überhaupt ist stark an Grausamkeit?

Wonder-Woman-Fan-Artikeln für die Motto-Geburtstagspartys kleiner Mädchen.

«Aber warum muss die kämpferische Amazone so impulsiv und warmherzig sein?», fragte die Autorin Hannah Lühmann in der *Welt* ein bisschen verärgert. «Warum kann denn diese Diana nicht eine grausame, eine sadistische, irgendwie ambivalente Seite haben?» In diesem Gedankengang zeigt sich das Grundproblem vieler Feministinnen, klassisch weib-

liche Eigenschaften nicht als Stärken begreifen zu können. Dabei fragt sich doch, was an einem weichen Herzen schwach ist? Und was überhaupt ist stark an Grausamkeit?

Dass sich Wonder Woman, das toughe Herzchen auf Plateau-Römersandalen, als Symbolfigur des Neofeminismus bestens eignen würde, war ihr in die Wiege gelegt. Schon im ersten Comicheft von 1941 trägt sie einen verletzten Soldaten ins Lazarett. «Who are you?», fragt der verblüffte Arzt. «I'm just a woman!», antwortet die Superheldin. Sie ist: nur eine Frau. Der in den letzten Jahrzehnten so angesagten Forderung, Frau müsse «more than a woman» sein – als wäre per se mangelhaft, wer als Frau geboren wurde –, erteilt Wonder Woman eine klare Absage. Damit überwindet sie auch diesen subtilen Frauenhass, der immer ein bisschen autoaggressiv im Feminismus mitgeschwang.

Wonder Woman zeigt, dass eine starke Frau vor allem eine Frau ist, die sich auf ihre eigenen Stärken besinnt, anstatt blind den Männern nachzueifern. ○

### DIE SCHÖNSTEN ORTE DER WELT

#### Skibbereen

**Antje Joel, Autorin in Irland**

Hat man jahrelang in Irland gelebt, bei Regen und Sturm selbst im Sommer, kann man leicht seinen Glauben an die raue Herrlichkeit verlieren. Neulich aber! Da fuhr ich in den Süden bis runter nach Skibbereen. Und siehe, dort gab es nicht nur etwas Sonne, sondern auch Bäume! Wald! Mit all dem hochgewachsenen Grün sieht die Insel da unten anders aus, fast lieblich. Hier und da gibt's ein «lough» und natürlich das Meer. Auf dem kann man mit einem Biologenrauschschippern und im Türkiswasser Delfine aufstöbern. Hat man Glück, begleiten sie das Boot zu Hunderten, freiwillig, über Stunden. Grosses Schauspiel!





Thiel

## Fremde Richter

Von Andreas Thiel

**Sozialdemokrat:** Was haben die von der SVP gegen fremde Richter?

**Liberaler:** Fremde Richter benehmen sich wie Götter.

**Sozialdemokrat:** Inwiefern?

**Liberaler:** Insofern als fremde Richter über Menschen richten, ohne von diesen dazu berufen worden zu sein.

**Sozialdemokrat:** Gott wurde auch nicht von den Menschen dazu berufen, ihr Gott zu sein.

**Liberaler:** Sehen Sie? Fremde Richter massen sich einen Status an, der nur Gott zusteht.

**Sozialdemokrat:** Und Gott steht ein solcher Status zu? So argumentiert doch kein vernünftiger Mensch.

**Liberaler:** Ganz im Gegenteil. Ein vernünftiger Mensch kann unterscheiden zwischen Recht und Gerechtigkeit.

**Sozialdemokrat:** Wo liegt der Unterschied?

**Liberaler:** Recht wird gesprochen durch Richter, die von Menschen aus ihrer Mitte gewählt werden, und aufgrund von Gesetzen, welche diese Menschen gemacht haben. Gerechtigkeit hingegen schafft Gott aufgrund seiner eigenen Gesetze.

**Sozialdemokrat:** Diese Unterscheidung zwischen göttlicher Gerechtigkeit und menschlichem Recht bringt doch nichts.

**Liberaler:** Sie irren. Nur unvernünftige Menschen versuchen, an Gottes Stelle Gerechtigkeit zu schaffen.

**Sozialdemokrat:** Und wer versucht so was?

**Liberaler:** Sozialdemokraten.

**Sozialdemokrat:** Es gibt Sozialdemokraten, die an Gott glauben.

**Liberaler:** Ihnen mangelt es aber an Gottvertrauen, sonst wären sie weder rot noch grün, sondern liberal und würden nicht versuchen, ihre Vorstellung von Gerechtigkeit gegen demokratisch legitimierte Gesetze durchzusetzen.

**Sozialdemokrat:** Es gibt unter den Sozialdemokraten auch Liberale.

**Liberaler:** Sozialdemokratie und Liberalismus ist ein Widerspruch. Ein Sozialliberaler ist ein Henker, der beteuert, er wäre gegen die Todesstrafe, wenn es nicht so viele Verbrecher gäbe.

Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

## Grosse Ratlosigkeit

Leichte Kost im Zürcher Opernhaus; Vernissage in der Galerie Koller; Prominenz am «Geissenfest». Von Hildegard Schwaninger

Die letzte Saisonpremiere vor der Sommerpause im Opernhaus sollte eine grosse werden: «Das Land des Lächelns» von Franz Lehár. Eine Operette also, und da diese leichte Kost in Zürich selten gespielt wird und viele Musikfreunde sie (heimlich) lieben, war das Theater knallvoll. Im Parkett, direkt vor zwei Fernsehkameras (die Vorstellung wurde aufgezeichnet), sass **Thomas Jordan**, der Präsident der Nationalbank, mit seiner blonden Frau. Eine Ehre, ein seltener Gast! Man freute sich also auf einen grossen Abend.

In der Pause herrschte grosse Ratlosigkeit. War das nun die «Entstaubung der Operette», auf die man so gespannt war?

Am Schluss des Abends gab es viele Buhs (zu Recht) für Hausherrn **Andreas Homoki**, der höchstselbst Regie führte. Die Musik von Lehár ist nicht kaputtzumachen, die Melodien sind bekannt und einfach schön; die Philharmonia Zürich hat superfein und sublim gespielt, von GMD **Fabio Luisi**, einem zuverlässigen Kapellmeister, sicher geführt. Mit **Piotr Beczala**, dem Tenor der Stunde, hatte Homoki eine Trumpfkarte in der Hand, und **Julia Kleiter** ist eine hübsche Sopranistin; doch der Aufführung fehlt, was die Franzosen *clin d'œil* nennen, also das gewisse Augenzwinkern – unverzichtbare Zutat für eine Operette.

Das Hauptproblem war die (in der Opernhaus-Broschüre) angekündigte «Entstaubung». Homoki setzte auf seine bewährten drei Regie-Ideen: Vorhang, Treppe, Säule, so-

wie auf die «Vertheaterung» der Ouvertüre (dass während der Ouvertüre stumme Szenen auf der Bühne stattfinden), auch eine seiner Spezialitäten (man erinnere sich an «Fidelio»). Vor allem etwas Humor hätte der romantischen Komödie gutgetan. Gar nicht entstaubt sind die an der Rampe agierenden Sänger, ihre Gestik, ihre Aufmachung, die Regieeinfälle. Irgendwie erinnert alles an die Glanzzeiten der UFA, an die Zeit, als «Das Land des Lächelns» entstand. Es fehlte nur **Marika Röck**. Und **Zarah Leander**.

Samstagnachmittag bei strahlendem Wetter war Vernissage in der Galerie Koller an der Hardturmstrasse. Der Chef **Cyril Koller** und seine Frau **Corinne** (zuständig für die Silber-Auktionen) empfingen die Gäste mit Champagner. Wer lieber ein Bier wollte, wechselte dann die Strassenseite und ging hinüber zu Kunst im West, wo Vater **Pierre Koller** Hof hielt. Der mittlerweile 92-jährige steht mit Nibelungentreue zu seiner Frau **Ursula Koller-Lehner**, der «Malerin aus Passion seit 1955», die Werke aus verschiedenen Schaffensperioden ausstellte.

Der Andrang war gross, vor allem Leute aus der sogenannten besseren Gesellschaft, denen die Gegend um Puls 5 sonst eher fremd ist, fanden den Weg nach Zürich-West. Pierre Koller hatte für den Erfolg der Vernissage drei Pfeile im Köcher: sich selbst und seine Frau – die ein originelles, unterhaltsames Paar sind –, eine



Fast verliebt

## Single-Frau, Ü-30

Von Claudia Schumacher

Ich kann nicht mehr», sage ich von oben zu David, meinem Trainingspartner, der sich an meinen Füssen festhält und eine Bauchübung macht. «Du bist nicht mal dran!», keucht er. – «Nein, ich meine wegen

der Trennungen. Ich will mal wieder über frische Liebe schreiben, aber meine Freunde trennen sich gerade alle.» – «Na, perfekt!», meint David, als er mit den *crunches* fertig ist. «Wenn sich deine Freundinnen jetzt trennen, gibt's mit Sicherheit bald viele neue Liebesgeschichten für dich. Wir Männer trauern euch jahrelang still hinterher, aber bei euch steht doch nach zwei Heulkrämpfen der nächste Typ auf der Matte.»

Momentan ist es in meinem Umfeld wie verhext: Eine Beziehung nach der anderen geht in die Brüche. Zumindest haben wir dabei die Wissenschaft auf unserer Seite: Endet die Liebe guter Freunde, steigt das Risiko für eine eigene Trennung um 75 Prozent. «Er ist unromantisch, rücksichtslos und total langweilig», sagt die Freundin schluchzend. Und man selbst denkt: «Ja! Mensch... mein Freund verhält sich ähnlich... vielleicht sollte ich...» Trennungen



Selten gespielt: «Das Land des Lächelns».



Mit Champagner: Cyril und Corinne Koller.



Geissenfest: Annabella, Klara und Peter Schälchli.

Band (es spielten Vali Mayer und Jürg Ramspeck) und die Bratwürste. Dieses Trio infernal funktionierte perfekt: Am Grill bildete sich schnell eine Schlange, den Musikern machte einer der jungen Gäste (sie waren deutlich in der Unterzahl) ein Kompliment, das sie besonders freute: «Endlich einmal gute Musik, nicht so ein Saukrach.» Ursula Kollers Bilder sind farbenfroh und fröhlich.

**G**lück mit dem Wetter hatten auch Fotograf Peter Schälchli und seine Frau Annabella, die zum traditionellen «Geissenfest» luden (letztes Jahr musste wegen Schlechtwetters abgesagt werden). Das Fest ist benannt nach den vier Geissen der Familie, die glücklich auf ihrer Wiese grasen. Es ist ein fröhliches Get-together an einem Sonntagmittag, wo Sohn This die Bratwürste dreht und Tochter Laura Schälchli (Catering Sobre Mesa, «Begegnungen rund um die Esskultur») das Bier zapft.

Köstlich und variantenreich das Dessertbüffet, kreierte von den Freundinnen des Hauses, hochkarätig die Gästeliste: die Ärzte Brida von Castelberg und Ehemann Thomas (auch Arzt), Johan und Stefanie Senning, Cédric George, Rechtsanwalt Richard («Cipi») Müller mit Satu Dreifuss, Kunstmäzen Werner Dubach, Galerist Ueli Eberhart (Galleria il Tesoro), Kantonsrat Hans-Peter Amrein sowie Promi-Fotograf Ruedi Kubli (mit Lebensgefährtin Enrica), der das «Geissenfest» mit seiner Kamera dokumentierte.

#### Im Internet

[www.schwaningerpost.com](http://www.schwaningerpost.com)

haben die verflixte Eigenschaft, viral zu gehen – auch ganz ohne Internet.

«Hm, ich weiss nicht – wir sind doch jetzt auch alle schon dreissig. Und es gibt nichts Bedrohlicheres als eine Single-Frau in diesem Alter. Sofern sie einen Kinderwunsch hegt, verkrampft das jedes neue Kennenlernen. Nicht umsonst sind Frauenzeitschriften voll mit Beruhigungs-Essays für Frauen mit Torschlusspanik», gebe ich zu bedenken. David grinst. «Was steht dann da so drin?», fragt er und stützt seine verschwitzten Arme auf die Knie. – «Dass man durchatmen soll, sich nicht fertigmachen lassen von dem Stigma der kinderlosen Unverheirateten...», erzähle ich. Jetzt muss David lachen. «Stigma?», fragt er ungläubig. «Was für ein Witz. Es gibt nichts Luxuriöseres als die Single-Frau Ü-30. Ihr seht noch aus wie mit zwanzig – oder, na ja: fast. Und ihr könnt euch den reichen, guterhaltenen Mann über fünfzig

schnappen, aber auch den zwanzigjährigen Toyboy – keiner schaut euch schief an. Das strategisch beste Paarungsalter. Ihr sitzt wie Spinnen in der Mitte des Netzes, umringt von kleben bleibenden Fliegen», so David. – «Ich finde, dem Single-Mann Ü-30 geht's besser», entgegne ich. «Ihr habt keine biologische Uhr, werdet immer wohlhabender und seid nicht mehr so unreif wie mit zwanzig.» David steht auf und wischt sich den Schweiß ab. «Stimmt», meint er ungerührt. «Besser als der Single-Frau Ü-30 geht's nur dem Single-Mann Ü-30.» Zufrieden fügt er an: «Und als Zugehöriger der überlegenen Gruppe habe ich nicht mal ein schlechtes Gewissen. Wenn ich daran denke, wie mir die Frauen früher auf der Nase herumgetanzt sind... Sollte euch das Alter etwas erden – prima! Und jetzt ab auf den Boden, crunches!»



## Unten durch Heisse Wut

Von Linus Reichlin

**N**ehmen wir mal an, du kochst für deinen neunjährigen Sohn und seinen besten Freund Spaghetti und hörst, wie der Kleine zu deinem Sohn sagt: «Ich finde es toll, dass dein Vater noch altmodisch kocht.» Du fragst ihn, wie er das meint, und er sagt: «Na ja, halt mit einem Topf ohne Display und Spracherkennungsprogramm. Aber das finde ich gut. Der Multitherm-Topf meiner Mutter liest uns dauernd langweilige Wikipedia-Einträge vor.» – «So? Welche denn?», fragst du, und er sagt: «Zum Beispiel, dass die Pasta von den Chinesen erfunden worden ist und nicht von den Italienern. Aber das weiss doch jedes Kind!» – «Ja, klar», sagst du, und jetzt beunruhigen dich zwei Dinge: a) dass du das mit den Chinesen nicht wusstest und b) dass du den technischen Fortschritt auf dem Gebiet der Küchengeräte total verschlafen hast. Der Freund deines Sohns schaut mit grossen Augen zu, wie du das Spaghettiwasser abgiesst. «Mann, ist das ein Dampf! Geill!», sagt er. Er sagt, der Topf seiner Mutter sei «total introvertiert», man bekomme vom Kochprozess überhaupt nichts mit. «Aber bei Ihnen, das ist wie im Zoo!», sagt er. «Ich meine, man sieht alles, wie im Affenkäfig, wenn die sich am Hintern kratzen oder einander in den Mund schauen. Das ist toll!»

Dein Sohn hat einmal erzählt, dass sein Freund einen Ausweis hat, auf dem steht, dass er hochbegabt ist. Er wird die nächste Klasse überspringen, «und dann vielleicht sogar die ganze Schulzeit», sagte dein Sohn. Na und? Heutzutage sind doch alle Kinder hochbegabt. Oder fast alle. Also alle ausser deinem Sohn. An seinem ersten Schultag konnte er weder lesen noch schreiben. Einmal kam er weinend aus der Schule und sagte: «Ich bin der Einzige in meiner Klasse, der noch etwas lernen muss!» Dein Sohn gibt auch nie altkluge Bemerkungen von sich, wie zum Beispiel die sechsjährige Tochter deines Bruders. «Als Kind steht man ja unter einem hohen Erwartungsdruck», sagte sie, bevor sie am 75. Geburtstag eurer Mutter vor versammelter Verwandtschaft auf der Violine Auszüge aus dem «Konzert No.3 in G-Dur» von Mozart spielte. Danach war dein Sohn dran. Er

>>> Fortsetzung auf Seite 64

»» Fortsetzung von Seite 63

streckte seiner Grossmutter einen zerfledderten Löwenzahnstraus hin und sang in schiefen Tönen «Happy Birthday». Und jetzt, als du dem Freund deines Sohns die Spaghetti auf den Teller häufst, sagt dein Sohn: «Spaghetti sehen irgendwie aus wie Würmer. Also echt, wie Würmer. Wenn jetzt ein Vogel hier wäre, würde er bestimmt denken: Sieht aus wie Würmer.» Sein Freund antwortet: «Oh ja, du hast recht. Man könnte sie tatsächlich für Würmer halten – wenn man das Gehirn eines Vogels hätte.» Beim Stichwort Vogel musst du an deinen Chef denken, der kürzlich beim Mittagessen erwähnte, dass sein elfjähriger Sohn im Förderunterricht für Hochbegabte gerade eine Software schreibt, mit der man aerodynamische Prozesse quantifizieren kann – was immer damit gemeint sein mag. Vielleicht liegt es ja an deinen Genen: Du bist zwar sogar auffallend intelligent, aber vielleicht wurde deine Intelligenz in deiner DNA aus irgendeinem Grund nicht richtig abgespeichert. So was soll es ja geben. Und bei der Zeugung deines Sohns hast du dann eine gewissermassen dumme Stammzelle auf die Eizelle losgelassen – na ja, und die Eizelle deiner Ex-Frau war bestimmt auch kein Einstein.

«Die Spaghetti schmecken vorzüglich», sagt der Freund deines Sohns, «man merkt die Handarbeit.» – «Ich finde, sie sehen aus wie Würmer», sagt dein Sohn, und während er einen Spaghettifaden vor seinem Gesicht hin und her schwenkt, steigt eine heisse Wut auf deine Ex-Frau in dir hoch. Du beschliesst, morgen zwei Dinge zu tun: a) Du kaufst dir einen digitalen Kochtopf mit Spracherkennung, und b) du rufst deine Ex-Frau an und fragst sie, wer die Pasta erfunden hat. Dann wird sich ja zeigen, wer an der fehlenden Hochbegabung eures Sohns schuld ist.

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

## Der Sommelier als Weinmacher

Von Peter Rüedi

**S**ommelier ist ein schwieriger Beruf. Der Profi in Sachen Wein muss Psychologe, Manager und Kaufmann in einem sein, den Kunden beraten, ohne dass sich der bevormundet fühlt, herausfinden, ob der an bekannten Celebritäten interessiert ist oder an Neuentdeckungen, und seinem Arbeitgeber ist er ein vernünftiges Management des Kellers schuldig, das heisst: Jenseits seiner eigenen Vorlieben muss er auch erkennen können, was sich verkaufen lässt, wie sich die Trends und Moden entwickeln beim Wein. Er muss merken, ob ein Gast auf Teufel komm raus seiner Begleitung mit den prestigeträchtigsten und also teuersten Etiketten imponieren will oder ob er, zumal bei der in der Schweizer Gastronomie üblichen Preispolitik, ein besonderes Auge für das Preis-Leistungs-Verhältnis hat. Will sagen, er muss auch ein Verkäufer sein. Das kann bei weniger eleganten Vertretern der Spezies Sommelier dem Ansehen des Berufs auch mal abträglich sein und die Fachkenntnis in Frage stellen. Kurz: Die Existenz als Sommelier ist ein ziemlicher Balancierakt. Die Zeiten sind jedenfalls vorbei, in denen

er als befrachtete Autorität die Wünsche der Kunden wie Bittgesuche entgegennimmt.

Franck Massard, vor Jahren als Grossbritanniens «best Sommelier» ausgezeichnet, muss irgendwann die im Metier unerlässliche Diplomatie sattgehabt haben. Jedenfalls stürzte er sich in die primäre Materie und entwickelte da als konvertierter Weinmacher einen Hang zum Kompromisslosen. Er hat nicht nur eine Vorliebe für spanische Weine, sondern, auf diesem Feld, auch für eher weniger bekannte Appellationen, Rebsorten und Techniken, die dem Mainstream-Geschmack etwas zuwiderlaufen. Das Priorat ist eine solche Appellation, die erst 1996 geschaffene Ribeira Sacra in Galicien eine andere. In Letzterer, an die nordwestspanischen Zonen Bierzo und Valdeorras angrenzend, gilt Massards Interesse insbesondere der dort dominanten Traube Mencia, einer dickhäutigen Sorte, die lange für einen Abkömmling der Cabernet Franc gehalten wurde, bis neuere DNA-Analysen die Verwandtschaft mit der portugiesischen Jaen ergaben.

Wie auch immer: Mencia-Weine zeichnen sich durch lebhaftere Säure, kräftige Tannine und gelegentlich happige Alkoholprozentage aus – und durch eine mineralische Eigenwilligkeit, wenn sie aus dem Keller eines Könners kommen. Massard ist ein solcher. Sein Licis 2012, wunderbar expressiv in seiner knackigen Fleischlichkeit und in seinen Fruchtnoten (Kirsche, Cassis, Brombeere), ist mit Vergnügen schon jung zu trinken, macht aber garantiert auch noch am Ende dieses Jahrzehnts viel Spass. Merci, Sommelier, für Ihren Berufswechsel! Und den Beweis, dass es in Spanien noch andere gibt als Ribera del Duero und Rioja.

Franck Massard Licis Ribeira Sacra DO 2012. 13 %. Divo, Penthalaz. Fr. 24.–. [www.divo.ch](http://www.divo.ch)

DIE WELTWOCH

# Vielfalt, die begeistert.



Jetzt bestellen:

[www.weltwoche.ch/probeabo](http://www.weltwoche.ch/probeabo)

Telefon 043 444 57 01

Probe-Abo  
8 Ausgaben  
nur Fr. 38.–







Auto

## Jede Minute zählt

Offen, laut (wenn man will), gefühlsecht und leicht zu fahren:  
Den Audi R8 Spyder will man ständig nutzen. *Von David Schnapp*

Den Audi R8 Spyder nahm ich an einem sonnigen Tag in Empfang, drückte erst die Taste für die automatische Öffnung des Verdecks (zwanzig Sekunden) und dann den roten Knopf am Lenkrad für den Motorstart und lauschte zunächst der kurzen Ouvertüre, die gespielt wird, sobald der V10-Saugmotor loslegt. Das klang sehr vielversprechend, und schon auf den ersten Metern war mir klar, dass der R8 und ich uns sehr gut verstehen würden.

### Audi R8 Spyder

Leistung: 540 PS/397 kW, Hubraum: 5204 ccm  
Höchstgeschwindigkeit: 318 km/h  
Preis: Fr. 219 900.–, Testauto: Fr. 263 990.–



Vor knapp einem Jahr war ich schon aus dem damals neuen Coupé (*Weltwoche* Nr. 21/16) nur ungern wieder ausgestiegen.

Sich von der eigenen Begeisterung davontragen zu lassen, halte ich für ein gutes Lebensprinzip, aber in meinem Beruf ist ja auch die andere Meinung gefragt. Ich verschaffte mir deshalb einen Überblick: Was sagen andere über den Audi R8 Spyder? Ein Kollege von *Auto Motor und Sport* wirft dem Auto vor, nicht der kompromisslose Sportwagen zu sein, den er erwartet hatte. Die britischen Tester von *Caranddriver.com* hingegen zählen den R8 Spyder zur Elite der Supersportwagen dieser Welt, womit lediglich feststeht, dass es sehr unterschiedliche Meinungen zu diesem Auto gibt.

Was haben sie bei Audi also gemacht? Ich sehe es so: Sie haben ein Auto mit einem wunderbaren Zehn-Zylinder-Saugmotor, einer Form-folgt-Funktions-Optik, Allradantrieb, Doppelkupplungsgetriebe und einem futuristischen Cockpit gebaut, das jeder fahren kann. Man braucht keine Rennlizenz und auch keine

Übungsrunden auf dem Nürburgring, um mit dem Spyder flott unterwegs zu sein oder Spass zu haben. Man könnte von einer Demokratisierung des Supersportwagens sprechen, wenn da nicht der naturgemäss hohe Einstandspreis wäre.

### Laserartige Präzision

Der R8 Spyder ist für ein zweisitziges Cabrio mit Mittelmotor und Mini-Kofferraum unter der Fronthaube erstaunlich vielseitig. Dies vor allem deshalb, weil es überraschend ruhig und komfortabel gefahren werden kann, wenn man die Dämpfung entsprechend einstellt, die Auspuffklappen geschlossen hält und der Wind sanft über das Stoffverdeck rauscht. Nur einen Tastendruck am perfekt ergonomisch gestalteten Lenkrad später, und der R8 lässt sich mit laserartiger Präzision durch die Kurven steuern, der Allradantrieb ist nun hecklastig ausgelegt, die Auspuffklappen sind weit offen, und der R8 fordert die ganze Aufmerksamkeit vom Fahrer – und durchaus auch von unbeteiligten Zuschauern.

Der R8 Spyder kann also ganz zurückhaltend und ziemlich forsch bewegt werden – und weil das so ist, habe ich jede Gelegenheit genutzt, um auch nur ein paar Minuten damit zu fahren. Es wäre schade gewesen um jeden Moment, den ich nicht in dem Auto verbracht hätte.

## Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man sich einen längeren Mutterschaftsurlaub wünschen, ohne gleich als kompletter Arbeitsmuffel dazustehen?

*Silvia Makowski, Regensdorf*

Das dürfen Sie selbstverständlich – Gedanken und Wünsche sind frei. Sie können den Mutterschaftsurlaub auch bis zur Volljährigkeit des Kindes ausdehnen. Nur müssen Sie ihn selbst bezahlen. *Philipp Gut*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Leserbriefe

«Was man schützen müsste, wenn es diese denn gäbe, wäre die menschliche Vernunft.» *Werner Furrer*

### Ein ewiger Machtkampf

Nr. 23 – «Humanität, Toleranz, Freiheit»; Roger Köppel, Christoph Mörgeli und Claudia Schumacher über die Freimaurerei

In Tat und Wahrheit geht es doch überall um Macht. Religionen und Geistesrichtungen sind schon immer von Esoterikern begründet worden und dann, in der Zeit nach diesen Meistern oder Führern, von den Schülern im üblichen Bruderstreit in ihr Gegenteil verkehrt worden – im Kampf um die mit alledem verbundene Macht. Das und nichts anderes läuft auf diesem Planeten! Die Medien sind im Verhüllen solcher Tatsachen von entscheidender Bedeutung. Ob aus linker oder aus rechter Gesinnung, hat noch nie einen Unterschied gemacht, weil im geheimpolitischen Hintergrund immer der gleiche Machtkampf tobt. *Felix Gastpar, Schwanden*

Was soll dieser Persilschein für einen undurchdringlichen Geheimbund, in welchen niemand Einblick gewinnen kann, der nicht zuvor selber eingeweiht und somit vollumfänglich einer Hirnwäsche unterzogen worden ist? Woher diese grotesk-überhebliche Gewissheit darüber, wie ein «ethisch richtiges Leben» zu sein habe – und gleichzeitig behaupten, man sei nicht dogmatisch? Hat die Freimaurerei in all den Jahrhunderten das Profane im Menschsein beseitigt und die Menschheit als Gesamtes veredelt? *Hanna Willimann, Basel*

### Tanz ums goldene Kalb

Nr. 23 – «Hungersnöte und unzählige Tote»; Alex Reichmuth und Urs Gehrig über Argumente der Klimapolitiker

Angesichts dessen, dass es das Universum schon seit 13,8 Milliarden Jahren und die Erde seit 4,5 Milliarden Jahren gibt, die Menschheit hingegen «erst» seit 2 Millionen Jahren, in deren Verlauf sich unzählige Kälte- und Wärmeperioden ohne Einflussnahme durch den Menschen mit einer ungefähren Dauer von je 20 000 Jahren abgelöst haben, kommt mir das derzeitige Klimaschutzgehabe wie ein gigantischer Tanz ums goldene Kalb, den Mammon, vor.

*Karl Bischofberger, Küsnacht*

Was man schützen müsste, wenn es diese denn gäbe, wäre die menschliche Vernunft oder wenigstens ein Minimum an intellektueller Kultur, gemäss der auch kritische Meinungen zuzulassen wären – anstelle von neototalitärer Indoktrination mit unwissenschaftlichen Klima-Mythen. Aber wozu braucht es Physik, wenn man von der Menschheit – und ganz speziell vom Schweizer Volk – auch ohne seriöse Wissen-

schaft Milliarden abkassieren und diese an die Profiteure des sogenannten Klimaschutzes umverteilen kann? *Werner Furrer, Basel*

Die Hauptursache der drohenden Klima- und Umweltkatastrophen ist das Geld. Im gegenwärtigen Finanzsystem kann es von allen Geschäftsbanken in beliebigen Mengen täglich und seit Jahrzehnten aus dem Nichts neu geschöpft werden. Genau dieses «wertlose» Geld und die damit verbundenen Schulden sind der Motor hinter unserem gelobten Wirtschaftswachstum – und damit der globalen Umweltkatastrophe. Dieses Finanzsystem hat weltweit einen Schuldenturm entstehen lassen, der in der Geschichte der Menschheit einmalig ist. Der Kollaps ist nur eine Frage der Zeit. Wir sollten endlich aufwachen und den Mut haben für eine Geldreform, etwa für die Vollgeldreform. Erst ein praktisch zinsloses Geldsystem ohne unendliches Kreditwachstum lenkt das Wachstum und damit den Umweltschutz in vernünftige Bahnen. *Paul Steinmann, Muri*

### Hoffen auf ein Wunder

Nr. 24 – «Speicherreserven für Notlagen»; Alex Reichmuth im Gespräch mit dem SP-Energiepolitiker Eric Nussbaumer

Zur Energiesicherung im Winter setzt Eric Nussbaumer auf Speicher mit Batterien und glaubt fest daran, dass diese in zehn bis fünfzehn Jahren verfügbar seien. Es gibt hierzu aber keine wissenschaftlichen Ergebnisse, die eine bezahlbare Batterielösung erhoffen lassen. Die atomfreie Energiewende, das zentrale Dogma der grünen und sozialistischen Religion, führt garantiert zum Winter-Blackout, früher oder später – ausser es geschehe ein Wunder. Aber Wunder sind in physikalischen Fragen ausserordentlich selten. Ich frage mich schon heute, mit welchen Verrenkungen Leute wie Nussbaumer sich dann aus der Verantwortung winden werden. *Laurenz Hüsler, Egg*

### Korrigenda

Im Artikel «Meine Töffsaison (II)» in der letzten Ausgabe (*Weltwoche* 22/17) hiess es, das Motorrad BMW RnineTABS habe 222 PS/81 kW. Tatsächlich hat es 110 PS/81 kW. Wir bitten um Entschuldigung für diesen Fehler.

### Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich  
E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch)

1		2		3		4	5			6	7	8		9
						10		11						
12	13		14							15				16
17						18								
	19													
						20				21	22			
23		24		25										
27						28					29	30		
31			32		33					34				
		35				36				37				
38										39				
		40												41

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

**Lösungswort** — Schöpferische Beherrschung der totalen Objektivität  
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 1 Ein Akt, doch weder nackt noch hilfreich, sondern so dann zerstörend. 6 Budgets, wie sie die Franzosen kennen. 10 Es war einmal, und irgendwann kommt man bei ihnen an. 12 Für den Anatomen ein paariger Knochen beim Schädel. 15 Der ... fürs ..., ein bisschen wie im Gangster-Krimi. 17 Ihn wünschen sich Schweizer, zum Beispiel bei einer Rösti. 18 Für Alfred Hitchcock war Horror nichts anderes als sie. 19 Der Kunstliebhaber denkt beim schrillen Laut vielleicht an Munch. 20 Ziemlich tierischer Typ, dabei geht's doch um Bücher. 23 Für Stein oder Metall ist das Werkzeug aus Stahl eigentlich ideal. 26 Eine Zwei, irgendwo in Europa, nur eben: wo passt sie? 27 Eigentlich ganz nett, und hälftig gar adrett. 28 Zur Auswahl stehen Fan, Amulett oder Wagen. 31 In solchem Masse, dass dies sich daraus ergibt. 34 Kapern – ein Synonym nicht nach des Seemanns Geschmack. 35 In Japan wird dort gerne eine sinnliche Zeremonie abgehalten. 37 Mit G eröffnet ist es dann wirklich blödes Geschwätz. 38 Provinziell gesprochen bildet es den Absatz des Stiefels. 39 Hundert Lisente ergeben in Lesotho einen davon. 40 Mal Stadt, mal Dorf, beide Male in Polen. 41 Man denkt bei ihr vielleicht an eine Zutat in der Suppe.

**Senkrecht** — 1 Klingt nach Hit, aber nur wenn die Verkaufszahlen stimmen. 2 Von jenem Ort fällt der Blick auf die Kvarner Bucht. 3 Ohne ihn ist in Sachen Empfang nichts los. 4 Wo er sich bemerkbar macht, droht zumindest Widerstand. 5 Gibt's zu Ostern, aber nur für jene, die richtig suchen. 6 Wirkt irgendwie eng, der Ort dort im Glarner Mülibachtal. 7 Schüler sprechen bei ihr von Schulstufe. 8 Kein Schweizer Hornochse, sondern ein indonesisches Rindvieh. 9 Über eine relativ lange Zeit – und das ständig! 11 Sie lässt einen für eine Weile die Welt total vergessen. 13 Bei solcher Entschuldigung müsste man eigentlich um Entschuldigung bitten. 14 Das Internet ist jenes der Informationsgesellschaft. 16 Wenn die Sonne scheint, wünschen wir uns das Wetter so. 21 Ein mutiger Krieger, ein Schotte wohlverstanden. 22 Rötliche Haut, aber nicht aus Verlegenheit, sondern wegen Krankheit. 23 Beides exotisch, Gewürzmischung wie Stadt. 24 Wer blind durchs Leben rennt, erkennt ihn sicher nicht. 25 Bei ihm wird mit Sicherheit nicht gearbeitet. 29 Alkohol für Rosenduftkompositionen. 30 „Die Göttliche“ aus dem Film, nun mit bürgerlichem Vornamen. 32 Titularbistum in der katholischen Kirche. 33 Mit dem CSU-Bundesfinanzminister war auch Kohl auf du. 36 Alt gegen Ende, doch dafür ein richtiger Fürsprecher.

### Lösung zum Denkanstoss Nr. 522

T	R	A	M	A	T	L	A	S	A	A				
R	I	L	A	T	F	D	I	A	L	O	G			
K	N	E	T	E	N	E	G	R	I	D	E	A		
A	U	T	I	S	M	U	S	I	R	L	A	N	D	
M	R	I	S	T	T	T	A	T	I					
I														
S	R		N	A	N	O	N		N	E	R	O		
O	R	A	L		T		L	E	S	E		O	L	E
L	I	M	I	T	E		G	R	A	N	A	T	E	
V	I	T	R	I	N	F		I	N	T	E	R	N	
H	E	R	R	E	N		R		G	E	R	N	O	T
L	O	O	K		A	N	W	A	R	I				V

**Waagrecht** — 1 TRAM 5 ATLAS 11 EILAT 12 DIA-LOG 14 KNETE 15 NEGRIDE 16 AUTISMUS 17 IRLAND 18 MEIST 19 TATI 20 TELEFON 23 GEBR 27 NANON 28 NERO 29 ORAL 32 LESE 34 OLE 35 LIMITE (schweiz. f. dt. Limit) 37 GRANATE 39 VITRINE 40 INTERN 42 HERREN 43 GERNOT 44 LOOK 45 ANWARI

**Senkrecht** — 1 TENUE 2 RIETI 3 ALTIST 4 MAESTEN 6 TEES (engl. für Markierungen) 7 ADRIAN 8 SIIRT 9 ALEA (lat. f. Würfel) 10 AGADIR (nach dem Erdbeben von 1960 baute die Schweiz ein ganzes Viertel: „Schweizer Viertel“ genannt) 13 ADLIGE 14 KAMISOL 15 NUTEN 19 TONER 21 LATEIN 22 FOLGERN 24 EROTEN (ornamentale Mehrfachdarstellung von Eros) 25 BOLERO 26 RAMIRO 28 NENNER 30 RIVEL (war weltberühmter span. Clown) 31 LITRO (span. f. Liter) 33 SAIGA 36 (Star) TREK 38 ATRI 41 NTV

**Lösungswort** — **LEISETRETER**



WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit  
erfolgreich in den Geschäftsbereichen  
Hochleistungspolymere  
Spezialchemikalien



# ROLEX

## DIE EXPLORER II

Speziell für die Anforderungen von Forschern entwickelt,  
ist sie eine zuverlässige Begleiterin auf Expeditionen  
zu den entlegensten Orten des Planeten.  
Sie zählt nicht nur die Zeit. Sie erzählt Zeitgeschichte.



OYSTER PERPETUAL EXPLORER II

# BEYER

Zürich seit 1760 • Uhren & Juwelen  
Bahnhofstrasse 31 • 8001 Zürich • Tel +41 (0)43 344 63 63  
[beyer-ch.com](http://beyer-ch.com)